BULLETIN GREC

Inhaltsverzeichnis :

Henriette Lutgen im Konzentrationslager Ravensbrück	2-25
Das Konzentrationslager Ravensbrück	26
Graf Folke Bernadotte	27
Kriegserlebnisse von Mergen Jean aus Luxemburg	28-43
Linster Eugénie aus Helmsingen erinnert sich	44-56
Mäi Schaffen an der Resistenz - Adolphe de Waha	57-62

Gestaltung: Paul Heinrich, Damir Babacic

Redaktion : 5, rue Dr. KLEIN L-9054 ETTELBRUCK
Tel.: 81 03 22 Fax: 26 81 05 77
Email: patton@patton.lu
Internet: www.patton.lu

CCPL: LU84 1111 0968 9892 0000

Henriette Lutgen im Konzentrationslager Ravensbrück

Henriette Lutgen 1943,
8 Tage vor ihrer Verhaftung

Ich schreibe heute die Geschichte meiner Verhaftung durch die Gestapo in meinem Heimatdorf Schieren, die im Juli 1944 erfolgte, mich zuerst in die Fänge der Gestapo trieb, und mich später die Hölle des Konzentrationslagers Ravensbrück erleben ließ.

Ich wurde am 15. Mai 1923 in Schieren, als Tochter von Jean-Pierre Lutgen und Marie Schmit geboren. Meine Eltern waren Geschäftsleute und sie hatten 4 Kinder. Mein leiblicher Vater starb als ich 15 Monate alt war. Ich war die Jüngste von vieren. Meine Mutter führte das Geschäft weiter und sie arbeitete fast Tag und Nacht, um uns Kinder durchzubringen. Nachdem sie 4 Jahre Witwe war, heiratete sie einen älteren Junggesellen, der uns annahm wie seine eigenen Kinder. Er arbeitete bei der Eisenbahngesellschaft. Er war ein guter Mensch, ein Vater wie ein Geschenk, besonders für mich, die Jüngste. Er war mit allem einverstanden, was meine Mutter machte. Er hielt darauf, dass meine Brüder das Gymnasium in Diekirch besuchten und wir Mädchen das Internat von Virton. Dort, in der Schule der Unbefleckten Empfängnis, sollten wir auf unser späteres Leben vorbereitet werden und insbesondere auch die französische Sprache erlernen. Wir waren die Ersten im Dorf, die ein Badezimmer mit WC und ein Auto besaßen. Ich möchte dies erwähnen, um die Verhältnisse in unserem Haushalt zu veranschaulichen. Meine Mutter verstand es, uns Kinder immer modisch zu kleiden. Mit 15 bekam ich mein erstes Fläschchen Parfum. Man hatte es mir von einer Reise nach Frankreich mitgebracht. Damals benutzte unsere Mutter bereits parfümierte Salze, um uns ein Bad anzurichten. In dieser Hinsicht war sie allen anderen Müttern voraus.

Die Geschwister Lutgen, 1924

Henriette, 1929

Henriette, 1933

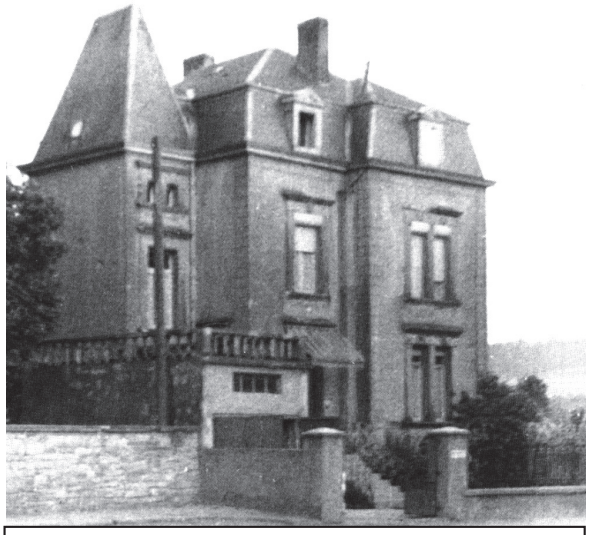
Ich wurde dann eines Tages, im Juli 1944, und zwar sonntags um acht Uhr morgens, durch die Gestapo Diekirch in unserem Hause verhaftet. Bereits an den vorhergehenden Tagen, sowohl bei Tage als auch bei Nacht, kamen sie, um mich zu finden, aber ohne Resultat. Es war angeblich wegen einer Gegenüberstellung mit einem luxemburgischen Kollaborateur. Sie drohten an, wenn sie mich nicht finden würden, würden sie unser Geschäft schließen, uns verhaften und die ganze Familie umsiedeln. Man bezichtigte mich, den Aufenthaltsort eines luxemburgischen Deserteurs zu kennen, der verschwunden war, nachdem die Deutschen am 30. August 1942 die Wehrpflicht für alle jungen Männer im Alter zwischen 18 und 24 Jahren verordnet hatten. Einer der Gestapoleute hatte bei meiner Verhaftung zu meiner Mutter gesagt: „Schauen Sie sich ihre Tochter noch einmal gut an, denn Sie werden sie nie mehr wiedersehen."

Im "Pensionnat de l'immaculée conception" in Virton

Nachdem die Deutschen die Wehrpflicht verkündet hatten, protestierte die luxemburgische Bevölkerung im ganzen Land gegen diese Maßnahme, und so kam es am 3. September 1942 zu einem Generalstreik. Dieser Streik stellte sich als sinnlos heraus, denn die Deutschen waren die Stärkeren. Auf diese Weise wurden die jungen Männer der bezeichneten Jahrgänge zu deutschen Soldaten. Während 3 Monaten durchliefen sie eine militärische Ausbildung, dann bekamen sie einen kurzen Urlaub, um anschließend an die Front geschickt zu werden. Zu dieser Zeit entzogen viele sich der Wehrpflicht, indem sie versuchten, nach England zu kommen oder sich in einem Dorf oder im Wald zu verstecken. Einige versteckten sich in den Scheunen der Landwirte oder sogar in einem Kirchturm. Die Leute allerdings, die man mit ihrer Desertion in Verbindung bringen konnte, setzten sich schweren Strafen aus. Viele wurden verraten, verhaftet und anschließend in Gefängnisse oder Konzentrationslager geschickt. Unzählige junge Luxemburger, die in die deutsche Wehrmacht gezwungen worden waren, fanden den Tod bereits in der ersten Wochen ihres Fronteinsatzes. Für die Eltern war es eine ungeheuere Schmach, ihren Sohn für den verhassten Hitler und Konsorten hergeben zu müssen. Unter den gegebenen

Umständen ist es leicht zu verstehen, dass die Eltern der Wehrpflichtigen alles versuchten, um ihren Söhnen dieses Unheil zu ersparen. Natürlich gab es viele junge Männer, die sich nicht zu einer Fahnenflucht entschließen konnten, um ihre Familie nicht einem ungewissen Schicksal auszusetzen. Nachdem mir klar geworden war, dass die Deutschen nach mir suchten, befand ich mich ebenfalls in der Situation, mich für eine Flucht zu entscheiden, oder meine Familie den üblen Praktiken der Nazis auszusetzen. In unserem Dorf gab es eine Frau, die mir Unterschlupf in ihrem Haus angeboten hatte. Die gute Frau hatte bereits 3 junge Männer in ihrem Hause versteckt. Ich nahm ihren Vorschlag jedoch nicht an, da ich, wie bereits gesagt, meine Familie nicht gefährden wollte.

Nach meiner Verhaftung und einem ersten Verhör in der Villa Conter, lieferte man mich im Gefängnis in Diekirch ein. Drei- bis viermal pro Tag holte man mich aus der Gefängniszelle zum Verhör, wobei es hauptsächlich um das Versteck von jungen Männern ging. Es kam sogar vor, dass ich mehrere Male zur Nachtzeit zum Verhör musste. An einem Sonntag stellte man mich einem Luxemburger gegenüber. Dieser trug eine gelbe Uniform, mit einer Hakenkreuzbinde um den Arm. Ich kannte diesen Mann nicht, und er mich auch nicht. Diese Gegenüberstellung brachte also nichts, und ich kann mir nicht vorstellen, aus welchem Grunde sie überhaupt erfolgte. Der Chef der Gestapo führte seinen geschätzten Kameraden weg und während seiner Abwesenheit gaben sich seine Helfershelfer jede Mühe mir heftige Schläge zuzufügen. Ich trug blaue Augen davon und ein Zahn hatte sich gelockert. Immer wieder kamen dieselben Fragen: „Wo sind die Deserteure versteckt, und wer arbeitet mit ihnen?“ Nach einer Stunde ungefähr betrat Heinemann, ihr Chef, den Raum. Er schaute seine Mitarbeiter und mich selbst an und sagte wörtlich: „Das hättet ihr nicht tun dürfen, denn jetzt sagt sie nie mehr etwas aus.“ Er lässt seine Mitarbeiter wegtreten und ganz Kavalier, heuchelt er sein Mitgefühl über das Vorgefallene. Aber zugleich macht er mir den Vorschlag, um meine Freiheit wiederzuerlangen, möge ich mit ihnen zusammenarbeiten. Hier zeigte sich bereits sehr deutlich, dass er das brutale Vorgehen seiner Mitarbeiter gebilligt hatte, und sein vorgetäuschtes Mitgefühl an denen mir zugefügten Gewalttätigkeiten lediglich eine Farce war. Ich gab ihm zur Antwort: „Ich liebe den Verrat, aber nicht den Verräter!“

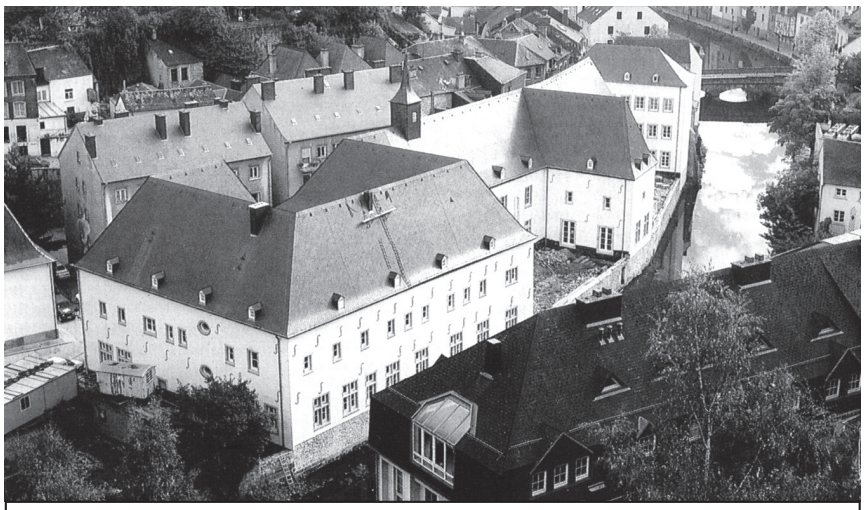


Villa Conter, Sitz der Gestapo in Diekirch

„Es ist schade, denn eines Tages werden Sie uns auf den Knien anflehen,
Sie von dort zu befreien, wo wir Sie hinschicken“, prophezeite Heinemann.

Montags brachte mich die Gestapo unter Geleit mit der Eisenbahn nach Ettelbrück. Dort mussten wir umsteigen, und es ging weiter nach Luxemburg ins Grundgefängnis. Obschon wir nur 2 Häftlinge waren, bestand unsere Eskorte dennoch aus 3 Mann. Im Gefängnis in Luxemburg wurde ich vorerst im Bunker untergebracht, das heißt in einer stickigen Dunkelzelle. Dann kam ich in eine Zelle, wo 3 bis 4 Personen zusammen waren. Hier gab es keine Toilette, sondern einen Eimer für 4 Personen und ein wenig Wasser, das von Häftlingen gebracht wurde, die von deutschen Wärtern begleitet waren. Zum Essen gab es mittags eine Suppe und abends eine Scheibe Brot. Oft kam es vor, dass wir wegen Fliegeralarm in den Luftschutzbunker mussten.

Hier galt striktes Sprechverbot. Im Luftschutzraum traf ich auch meine beiden Kusinen, die zur selben Zeit verhaftet worden waren. Wir wurden jedoch voneinander getrennt, damit wir uns nicht verständigen konnten. Obschon uns kein Brief, kein Besuch und kein Hofgang genehmigt wurden, wussten wir immer über die neuesten Ereignisse Bescheid. Wir erfuhren zum Beispiel von der Landung der Alliierten in der Normandie. Vom Rückzug der Deutschen und dem Vordringen der Amerikaner durch Frankreich. Während dieser Zeit wurde dieser oder jener zum Verhör abgeholt, und zwar im Gefängnis selbst oder in die gefürchtete Villa Pauly. Es war ein Ort der Folter und der Demütigung. Neben unzähligen Schlägen waren sie nie verlegen, um neue Quälereien zu erfinden. Angesichts der ständigen Angst, der Schreie der Gefolterten und der am eigenen Leib erlittenen Misshandlungen ist es durchaus zu verstehen, wenn unter diesen Umständen einer wankelmütig wurde und Aussagen machte. Die Behandlung der Gestapo war von einer unwahrscheinlichen Grausamkeit geprägt.



Ehemaliges Frauengefängnis in Luxemburg

Ich blieb 3 Wochen im Gefängnis in Luxemburg. Eines Morgens wurde ich mit anderen Frauen und Männern unter Kolbenhieben in einen Lastwagen verfrachtet und nach Deutschland gebracht. Die Frauen kamen in das Frauenlager Gillenfeld. Dort mussten wir den Aufseherinnen sämtliche Kleidungsstücke, Schmuckstücke und persönliche Habseligkeiten abliefern. Als Gegenleistung bekamen wir ein blaues Leinenkleid. Wir wurden in Baracken einquartiert. Jeden Tag kamen neue Häftlinge aus Luxemburg und anderen Gegenden in das Lager. Für mich war die nächste Station das Gefängnis Flussbach. Hier arbeitete ich in einer Fabrik, wo Kartoffelchips für die Soldaten an der Front hergestellt wurden. Dort sahen wir auch viele Italiener, die unter Marschall Badoglio gekämpft hatten und als Kriegsgefangene interniert waren. Dann verbrachte ich eine Nacht in einem Gefängnis in Koblenz, wo ich die Ehefrau des Oberst von Stauffenberg traf. Dieser hatte ja bekanntlich am 20. Juli 1944 ein Attentat auf Hitler verübt, das leider fehlgeschlagen war. In einem Unterstand erlebten wir den schlimmsten Bombenangriff, den Koblenz je getroffen hatte. Hier hatte ich Gelegenheit, mit Frau Stauffenberg zu sprechen. Unter anderem fragte sie mich, ob ich keine Nachricht von ihrem Ehemann hätte. Unglücklicherweise hatte man ihn bereits hingerichtet, was ich ihr aber unter diesen Umständen nicht sagen konnte. Wie durch ein Wunder entkamen wir diesem intensiven Bombardement. Die Hälfte unseres Unterstandes war durch die heftigen Explosionen wie wegrasiert. Man konnte kaum atmen. Angst und Panik überkamen uns. Schwere Detonationen erschütterten die Umgebung. Es war einfach die Hölle! Am darauffolgenden Tage wurden wir aufs Neue verladen und wir fuhren durch die Stadt, welche in Ruinen lag und stellenweise noch brannte. Unser Bestimmungsort war Allendorf. Wir waren 80 Frauen in einer Baracke. Auf dem Boden lag Stroh. Wir hatten keine Decken. In der Mitte des Raumes stand ein großes Fass, das als Abort diente. Es gab kein Mindestmaß an Hygiene, denn wir hatten nicht einmal Papier. Die Aufseherinnen waren die abscheulichsten Frauen, die ich je gesehen habe. Als Tagesration gab es eine Kelle warmen Wassers mit einigen Kartoffeln und eine dünne Scheibe Kommissbrot. Die Wärterinnen öffne-

ten die Tür, reichten uns das Wasser, um uns nach einer halben Stunde zu fragen, ob die Kühe satt wären. Ausdrücke wie Schweine, Säue, stinkende Schlampen waren gängig. In Allendorf gab es auch Kriegsgefangene, und zwar Russen, Franzosen, Belgier und Polen. Im nahen Wald befand sich eine Fabrik für Kriegsmaterial, wo man Torpedos herstellte. Damit das Fabrikgelände nicht von Flugzeugen bemerkt werden konnte, war das ganze Areal gut getarnt. Man hatte sogar Bäume auf den Dächern angepflanzt. In der Nähe gab es außerdem eine Munitionsfabrik, wo russische und sogar luxemburgische Frauen Tag und Nacht in Schichten arbeiteten. Nach einiger Zeit waren ihre Haare gänzlich rot. Ich hatte Glück, denn ich wurde nicht zur Arbeit in einer Fabrik eingeteilt, sondern kam zum Ernteeinsatz bei den Landwirten der Umgegend. Deren Frauen hatten das Recht, inhaftierte Frauen für benötige Feldarbeiten zu erhalten. Ich wurde ebenfalls zu einem Hof geschickt, wo die Hausherrin 4 kleine Kinder hatte, so dass sie darum gebeten hatte, dass ihre Kinder zuhause betreut wurden. Mit Maschinenpistolen bewaffnete Soldaten brachten uns am Morgen zu unserer Arbeitsstätte und holten uns abends wieder ab. Hier muss ich allerdings gestehen, dass die Leute, bei denen Frauen aus dem Lager arbeiteten, den Gefangenen sehr gut zu essen gaben. Es gab Butter nach Belieben. Arbeitete man auf dem Felde, dann bekam man sogar um 16 Uhr Butterbrote. Ich kann mich außerdem nicht erinnern, dass eine von uns von diesen Leuten beleidigt wurde. Leider dauerte diese gute Behandlung nicht lange, denn eines Tages sagte man uns: „Ihr werdet entlassen." Alle Frauen wurden zusammengetrieben. Wir wurden in einen Zug verladen und, oh Wunder, es sollte nach Hause gehen. Welch lieber Traum und welch böses Erwachen!

Nach 2 Tagen Fahrt hielt der Zug in der Mitte eines großen Waldes an. Wir stiegen aus und marschierten in Fünferkolonne durch den Wald. Plötzlich standen wir vor einem großen eisernen Tor, umgeben von Stacheldraht. Die Kolonne kam zum Stillstand. Das Tor öffnete sich und wir sahen vor uns ein Lager. Aber welch ein Lager? Auf den ersten Blick merkte man, dass es ein Konzentrationslager war. Über dem ganzen Gelände lag eine Atmosphäre, die einen Geruch von Tod ausstrahlte. Unzählige Stunden ließ man uns im Dreck stehen. Die Angst ging um und Stunden vergingen, während denen man uns einfach nicht beachtete. Was gab es Entsetzlicheres als diesen Ort? Plötzlich wurde uns klar, dass wir uns im Konzentrationslager Ravensbrück befanden. Ich sollte meinen Augen nicht trauen, als ich auf einmal wandelnde Skelette in blauweiß gestreiften Röcken, mit einem gelben Davidstern bemerkte, die, auf dem Gelände zusammengetrieben, als jüdische Frauen zu erkennen waren. Andere trugen eine Nummer und ein rotes Dreieck vorne auf ihrem Anzug. Hier handelte es sich um politische Häftlinge.

Konzentrationslager Ravensbrück

Grüne Dreiecke kennzeichneten Asoziale und schwarze Dreiecke Verbrecher. Bis zum Skelett abgemagerte Kinder, vor Schmutz starrend, weinten vor Hunger und Kälte. Dann wurden wir ins Innere des Lagers geführt. Lagerbaracken, so weit das Auge reichte. SS-Frauen in Uniform mit deutschen Schäferhunden. SS-Männer, mit Peitschen bewaffnet, schlugen zu ihrer Belus-

tigung jede, die sich ihnen näherte. Wir Neuankömmlinge wurden zusammengetrieben und in einen einzelnen Block eingewiesen. Dann mussten wir uns gänzlich ausziehen und uns in Reih und Glied aufstellen. Eine nach der anderen musste vortreten, um die Zähne kontrollieren zu lassen. Meine Kusine war noch nicht von mir getrennt, da sie denselben Familiennamen trug. Da die Frauen, die mit der Kontrolle der Zähne beauftragt waren, französischer Herkunft waren, hatte meine Kusine es als Belgierin leichter, sich mit ihnen zu verständigen. Hinter ihrem Namen befanden sich nämlich drei Kreuze. Als sie nach dem Grund fragte, bekam sie zur Antwort, dass dies wegen ihrer Goldzähne sei. In diesem Moment dachten wir uns hierbei noch nichts. Ein wenig von uns entfernt stand eine andere Gruppe von Frauen.
Diese waren ebenfalls nackt. Sie wurden im Schambereich untersucht, da sie verdächtigt wurden, Ringe oder andere Schmuckstücke in ihrer Vagina versteckt zu haben. Diese Prozedur galt besonders für die verheirateten Frauen. Nach dieser Untersuchung bekamen wir das gestreifte Häftlingskleid, ein Paar Holzschuhe und ein rotes Dreieck mit einer Nummer. Danach waren wir keine normale Menschen mehr, sondern nur noch Nummern, die zum sofortigen oder späteren Tod verurteilt waren. Nachdem wir diesen Block verlassen hatten, mussten wir uns aufs Neue in einer Reihe aufstellen und SS-Männer und -Frauen sonderten die älteren Frauen und die Schwangeren von den anderen ab. Mütter wurden von ihren Töchtern getrennt. Man gab ihnen ein Handtuch und erklärte ihnen, sie kämen in den Duschraum. Doch die Duschräume waren in Wirklichkeit die Gaskammern mit angrenzendem Krematorium. Der Rest von uns wurde in einen Block eingewiesen, wo 3-4 Betten übereinander angebracht waren. Ich sage Betten, doch waren es in Wirklichkeit blanke Bretter, auf die wir uns ohne Decke verteilen mussten. Die Jüngeren stiegen auf die obersten Gestelle, damit die Älteren es leichter hatten, sich auf die ihnen zugewiesene Bettstatt niederzulegen. In unserem Block waren wir 500 Frauen. Bei uns gab es keine Kinder; diese waren in einem Jugendlager untergebracht worden. Bereits in der ersten Nacht in Ravensbrück heulten die Sirenen und jeder sprang von seiner Bettstatt. Männliche Mithäftlinge, die als Kapo angestellt waren, trieben uns unter Schlägen und Schreien zu einer Reihe zusammen, und wir mussten stundenlang draußen verharren, ohne uns zu bewegen. Die SS-Leute überwachten den geordneten Ablauf und wehe derjenigen, die es nicht aushielt, in der Kolonne zu bleiben. Man warf sich zu zweit oder dritt auf sie und schlug sie, bis sie kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Wie viele Male befanden wir uns während des Tages ohne Nahrung und einer erbärmlichen Kälte ausgesetzt. Wir trugen nur unseren Rock und darunter nicht einmal Unterwäsche. Kaum waren wir im Block, als man uns wieder hinaus jagte und während Stunden in Reih und Glied bei Regen und Wind stehen ließ. Unter diesen Umständen kam es zu den verschiedensten schweren Krankheiten, so dass die Betroffenen ohne Medikamente langsam dahinsiechten und bei der nächsten Selektion in den Tod geschickt wurden. Wie viele meiner Kameradinnen wurden weggebracht, ohne dass ich sie jemals wiedersah.
Auf immer ist mir der Tag in Erinnerung geblieben, wo wir dem Cheflagerarzt und seinem medizinischen Personal vorgeführt wurden, damit diese untersuchten, ob wir nicht mit einer Geschlechtskrankheit behaftet wären. Diese Prozedur dauerte einen ganzen Tag, an dem wir uns nackt und ohne Holzschuhe für die Untersuchung bereit zu halten hatten.

SS-Soldaten betrachteten die nackten Frauen, welche durch mangelnde Ernährung so abgemagert waren, dass ihre Brüste und ihre Bauchhaut wie Lappen herunterhingen. Es gab sogar einen SS, der ein Auge auf mich geworfen hatte und dies bereits seit unserer ers-

Krematorium

ten Begegnung. Als ich nackt vor ihm stand, trat er mir mit seinen Schuhen auf meine nackten Füße und machte mir den Vorschlag, mit ihm zu schlafen, um auf diese Art mein Los zu verbessern. Obschon ich mich energisch gegen seinen Antrag zur Wehr setzte, ließ er mich trotzdem in einen anderen Block einweisen. Obschon ich ihn abgewiesen hatte, machte er sich möglicherweise Hoffnung, dass ich nachgeben würde, denn ich bekam Seife und Wasser, um mich zu waschen. Diesen SS sah ich später nicht mehr wieder. Vermutlich hatte man ihn in eine andere Abteilung versetzt. Hierzu kann ich nur sagen, dass ich jene Frauen nicht verdammen kann, die einem solchen perfiden Ansinnen Folge leisteten, um ihr trostloses Leiden auf irgendeine Art und Weise zu erleichtern. In einem solchen Falle hatten Anstand und Würde ohnehin keine Bedeutung. Das Leben im Lager bot keinen Lichtblick. Hier herrschten nur Gewalt und Bosheit. Ich war eine der jüngsten Luxemburgerinnen, und ich hatte noch nie in meinem Leben einen Gynäkologen besucht. In meiner Jugend war dieses Thema tabu. Zuhause wurde einfach nicht darüber gesprochen. Für mich war es schrecklich, einer solchen Untersuchung unterzogen zu werden. Jeder Tag brachte neue Torturen, Schläge für Nichts und wider Nichts. Außerdem hatte ich Krätze an den Händen. Trotzdem arbeitete ich bis zur Erschöpfung in einer Kiesgrube, ständig bewacht von SS-Frauen und ihren bissigen Schäferhunden. Jedes Mal, wenn es ihnen nicht schnell genug ging, trat der Gummiknüppel in Aktion. Ob Kopf oder Nierengegend, ihnen war es gleichgültig, wo die Schläge hintrafen. Ravensbrück war das Hauptlager, viele andere Nebenlager waren diesem zugeteilt. Es gab ebenfalls luxemburgische Frauen, die im Lager Ravensbrück Fronarbeit für Siemens und Singer leisteten. Marie-Louise war von uns abgesondert worden, und man hatte sie in ein anderes Lager gebracht. Ich selbst wurde acht Tage später in das Lager Watenstedt[1] überstellt. Ich habe Marie-Louise nicht mehr wieder gesehen. Wie ich erfuhr, hatte sie sich in einem Augenblick gänzlicher Trostlosigkeit gegen eine SS-Wärterin zur Wehr gesetzt, indem sie auf diese eingeschlagen hatte. Die anderen SS-Furien kamen dieser mit ihren Hunden und Gummiknüppeln zur Hilfe. Hierbei wurde sie an den Nieren schwer verletzt, so dass man sie nach Ravensbrück zurückbrachte. Sie wurde vergast und zwei Tage vor der Befreiung des Lagers wurde ihre Leiche im Krematorium verbrannt. Watenstedt befindet sich in der Nähe von Berlin. Soweit man blicken konnte, sah man Baracken und Kriegsgefangene aller Nationen. Sie arbeiteten alle in den Hermann-Göring-Werken, die sich kilometerweit über dem Erdboden und unter der Erdoberfläche ausdehnten. Inmitten dieser gewaltigen Fabrikinstallationen befand sich das KZ. Männer und Frauen waren natürlich durch Stacheldraht und Hochspannungsdrähte voneinander getrennt. Hier musste Tag und Nacht gearbeitet werden, 10 Stunden ohne Pause und ohne etwas zu essen. Die hygienischen Zustände waren katastrophal. Aborte ohne Papier und ohne Seife waren noch das geringste Übel. Alle Frauen hatten ihre Köpfe wegen der Läuse gänzlich geschoren. Sonderbarerweise hatte man mir meine Haare gelassen, doch was ich unter den Läusen zu leiden hatte, war einfach unbeschreiblich. Hatte man nur eine Minute, so musste man die Läuse aus Kleidern und Haaren entfernen, um nicht gänzlich verrückt zu werden. Wie bereits erwähnt, waren die Latrinen ein unbeschreiblich schrecklicher Ort. Diese bestanden aus einem langen, tiefen Graben, längs dem man schmale Holzlatten angebracht hatte. Hier hockten die Frauen wie Hühner in einer langen Reihe. Ich arbeitete in einer unterirdischen Fabrik, an einer großen Maschine, wo Teile von Bombenzündern ange-

fertigt wurden. Ich wurde einmal dabei erwischt, als ich die Zahlen an der Maschine veränderte. Man konnte mir zwar keine Sabotage nachweisen, doch wurde ich trotzdem von dieser Maschine abgezogen und musste von nun an die gewichtigen Zünder der Bomben auf Eisenbahnwaggons verladen. In der Nacht kam es des Öfteren vor, dass wir zum Appell nach draußen mussten, wo wir ein bis zwei Stunden in einer Reihe stehen mussten, ohne uns zu rühren. Beim schnellen Verlassen der Blocks kam es des Öfteren vor, das wir auf tote Kameradinnen traten oder auf solche, welche im Sterben lagen. Es gehörte zum Alltag, dass männliche Kapos ohne Grund auf die Gefangenen einschlugen, und dies noch öfters als die SS-Aufseherinnen. Zu Weihnachten hofften wir auf besseres Essen, da dieses Fest ja bei den Deutschen einen großen Stellenwert einnahm. Doch wir hatten uns einer trügerischen Hoffnung hingegeben. Anstatt besseren Essens wurde das Fabrikgelände von den Alliierten stundenlang bombardiert, so dass von den Gebäuden nicht mehr viel übrig blieb. Wir jubelten vor Freude, doch unsere Mägen heulten vor Hunger. Um uns zu bestrafen, bekamen wir an diesem schönen Weihnachtstag überhaupt nichts zu essen. Am darauffolgenden Tag wurde das ganze Lager mit Schaufeln und Spaten ausgerüstet. In einer langen Reihe mussten die Häftlinge den Schutt der tags zuvor erfolgten Bombardements wegräumen. Nach vielen Stunden mühseliger Arbeit hatten die meisten Blasen an den Händen und alle hatten so starke Rückenschmerzen, dass fast keine mehr in der Lage war, sich aufrecht zu halten. Die SS-Wachmannschaft beobachtete die Häftlinge mit scharfen Augen und jede Unzulänglichkeit wurde mit Brüllen und Schlägen quittiert. Ich erinnere mich noch gut, dass ich einer älteren Person einige Teller aus Eisen reichen sollte, diese aber augenscheinlich nicht in der Lage war, diese weiterzureichen. Aus diesem Grunde hatte ich versucht, diese Frau beim Weiterreichen der Teller auszulassen. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Eine SS-Wärterin hatte mich genau beobachtet und sie verabreichte mir Schläge mit dem Gummiknüppel, die mich hart in der Nierengegend trafen. Die Frau, die ich schonen wollte, lag auf dem Boden und rührte sich nicht mehr. Ob sie tot war, weiß ich nicht. Jeden Tag gab es Männer und Frauen, die auf dem Rückweg zum Lager vor Schwäche zusammenbrachen. Diese wurden in der Regel von der Wachmannschaft totgeschlagen und liegen gelassen. Nachfolgende Häftlinge luden die Leichen auf einen Karren und brachten sie ins Lager, wo sie ohne Zweifel unmittelbar ins Krematorium geschafft wurden. Von Zeit zu Zeit trat der Lagerkommandant selbst in Aktion, indem er die Einteilung von Arbeitsfähigen und Nicht-Arbeitsfähigen in eigener Person vornahm. Dabei genügte es bereits, dass jemand einen schwächlichen Eindruck machte oder dass dem Kommandanten dessen Gesicht nicht passte, damit er nach links geschickt wurde, womit sein Todesurteil besiegelt war. Eines Tages wurde ich selbst nach links geschickt, und dies mit einer anderen Luxemburgerin, die sich in Begleitung ihrer beiden Töchtern befand. Beide waren zwanzig, beziehungsweise zweiundzwanzig Jahre alt. Dass wir hier dem Tod entrinnen konnten, hatten wir einem Kapo zu verdanken, der, wie wir, Luxemburger war und uns heimlich nach rechts geschoben hatte. Ein zweites Mal entging ich dem Tod, als eine amerikanische Bombe neben unserer Baracke niederfiel und nicht explodierte. Zwei Tage blieb diese Bombe liegen, bevor ein Spezialtrupp sie entschärfte. Uns zehn Luxemburgerinnen des Lagers Watenstedt kam zugute, dass der uns zugeteilte Kapo uns beschützt hatte. Bei ihm handelte es sich um einen ehemaligen „Speaker“ von Radio Luxemburg mit Namen Conny Kirschen. Er hatte uns nicht nur vor dem Tod gerettet, sondern steckte uns auch manchmal Brot zu und ließ uns in einen anderen Block umziehen. Hier hatten wir die

Zimmer der SS-Wärterinnen zu reinigen. Bei dieser Beschäftigung hatten wir die Gelegenheit, uns von den Fressnäpfen der Hunde zu bedienen. Außerdem fiel des Öfteren etwas für uns ab, wenn wir die Suppenkübel in die SS-Baracken trugen. Als besondere Erleichterung kann ich vermerken, dass wir während dieser Zeit weit weniger unter Schlägen der sadistischen SS-Wärter zu leiden hatten. Ich hatte es sogar fertig gebracht, eine Tageszeitung zu bekommen, die in Braunschweig gedruckt worden war. Beim Lesen dieser Zeitung konnte ich feststellen, dass die deutschen Truppen allmählich vor den herannahenden Amerikanern zurückwichen. Für mich war klar erkennbar, dass die Niederlage Deutschlands nur noch eine Frage der Zeit war. Diese guten Nachrichten konnte ich französischen Häftlingen überbringen, die krank in einer anderen Baracke lagen. Über diese frohe Botschaft freuten sie sich mehr, als wenn sie eine zusätzliche Brotration bekommen hätten. Im Krankenblock befanden sich eine russische Ärztin und eine polnische Gefangene mit Wunden an den Beinen. Als Verband hatte man ihr schmutziges Toilettenpapier um die Beine gewickelt. Die russische Ärztin war von einer makellosen Schönheit und einer außergewöhnlichen Gutherzigkeit. Sie bemerkte mich des Öfteren, wenn ich herumschlich, um mit anderen zu sprechen, doch tat sie immer so, als hätte sie mich nicht gehört und nicht gesehen. Meine Freundin Irmchen wurde plötzlich sehr krank. Es stellte sich heraus, dass sie Typhus hatte. Sie aß nichts mehr und ihr Wunsch war, lieber zu sterben, als diesen Zustand länger zu erdulden. Eines Tages flehte ich sie an, doch etwas zu essen. Zu meiner Verwunderung sagte sie: „Henriette, ich habe eine wahnsinnige Lust auf eine Zwiebel." Ich hätte ihr gerne diesen Wunsch erfüllt. Aber wo eine Zwiebel in einem Konzentrationslager hernehmen? Es ärgerte mich, dass ich den Wunsch meiner Freundin nicht verwirklichen konnte, und ich begann zu überlegen, wie ich an eine Zwiebel herankommen konnte. Dann kam mir der Zufall zu Hilfe. Ich wurde dazu eingeteilt, die in Kannen abgefüllte Suppe für die Nachtarbeiter in der Küche abzuholen, um sie den Arbeitern zu bringen. Hier gab es allerdings das Problem, dass die Küche sich im Männerlager befand, und dass wir dauernd von SS-Aufseherinnen begleitet wurden. Als wir dort ankamen, gelang es mir, mich heimlich in die SS-Küche zu schleichen. Aber unbemerkt eine Zwiebel zu stehlen, ohne dabei erwischt zu werden, war keine einfache Sache, zumal ich schon einmal Zeugin geworden war, wie Häftlinge für weniger schwere „Verbrechen" erschossen wurden. Trotzdem gelang es mir, mich in den Besitz einer Zwiebel zu bringen, ohne dass meine „verbrecherische Tat" bemerkt wurde. Nach unserer Rückkehr begab ich mich sofort zu Irmchen, der ich die Zwiebel unauffällig geben konnte. Sie biss in die Zwiebel, als hätte man ihr die größte Köstlichkeit gebracht. Doch sie war so schwach, dass sie nur einen Bissen tat. Ich nahm daraufhin die Zwiebel, biss kleine Stücke davon ab, die ich dann selbst kaute, um sie Irmchen in den Mund zu stecken. Die Augen der Kranken glänzten, als ich ihr die vorgekaute Zwiebel nach und nach in den Mund schob. Diesen Augenblick der Freude werde ich meinen Lebtag nicht vergessen. Obschon Irmchen damals am Ende war, gelang es ihr trotzdem, unsere liebe Heimat wiederzusehen. Noch als ich sie lange nach unserer Befreiung einmal besuchte, sprach sie diese Geschichte an, wobei sie mir sagte, dass sie damals keinen Moment an die große Gefahr dachte, der ich mich ausgesetzt hatte, um ihr diesen Wunsch zu erfüllen. Damals galt „einer für alle und alle für einen". Die ständige Todesgefahr, in der wir schwebten, schweißte uns zusammen. Die Baracke, in der wir zu 10 Luxemburgerinnen lagen, war in zwei Hälften unterteilt. In der anderen Hälfte befanden sich russische Frauen. Sie waren entweder Häftlinge wie wir, oder Mitglieder der Geheimpolizei der ehemaligen Sowjetunion. Niemand durfte mit ihnen sprechen, nicht einmal die anderen internierten Russinnen. Aber man hörte oft, wie sie von der Wachmannschaft auf das Schlimmste beschimpft wurden. Obschon es internationale Regeln für den Umgang mit Kriegsgefangenen gab, scherte sich die SS-Mannschaft keinen Augenblick um Vorschriften, sondern sie schikanierten die Russinnen, wo sie nur konnten. Diese allerdings waren so stolz, dass sie die Bösartigkeiten der SS-Aufseherinnen still-

schweigend hinnahmen und diese sogar ignorierten. Obschon die SS durch Schläge, Beleidigungen und Nahrungsentzug immer wieder versuchte, den Häftlingen die Moral zu nehmen, machten wir ihnen nie die Freude, zu weinen oder unsere Qual auf andere Weise zu zeigen. Eine von Wut genährte, leidenschaftliche Verbissenheit ermöglichte es uns, die schändlichen und destruktiven Methoden der SS-Aufseherinnen zu ertragen. Gegen Ende unserer Haft in Watenstedt sahen wir eines Tages offene Lastwagen heranfahren. Auf der Ladefläche befand sich eine unbestimmte Zahl von Frauen, die zu Knäueln aneinandergepresst, ins Lager gebracht wurden. Die meisten von ihnen wogen kaum noch 40 Kilo und konnten sich nur mit Mühe auf den Beinen halten. Es waren Skelette, die mit leeren Blicken vor sich hinstarrten. Ihre spärliche Bekleidung hing in Fetzen an ihren ausgemergelten Körpern. Außerdem waren sie von Exkrementen beschmutzt. Wie wir später erfuhren, kamen diese Todgeweihten aus dem Lager Auschwitz. Die Luxemburgerinnen wurden aufgefordert, sie in ein Lagerteil zu begleiten, wo französische Kriegsgefangene interniert waren. Hier gab es Duschen, und wir mussten ihnen behilflich sein, sich zu reinigen. Kaum hatten wir angefangen, den Frauen beim Auskleiden zu helfen, als unsere Tätigkeit plötzlich durch Fliegeralarm beendet wurde. Der Teil des Lagers in dem wir uns befanden, wurde von Bomben getroffen. Viele davon fielen in unserer unmittelbaren Umgebung nieder. In der Mitte dieses Orkans, umgeben von sterbenskranken Menschen, erlebten wir eine kollektive Massenpanik. Es kam zu schrecklichen Szenen. Frauen schrien in allen erdenklichen Sprachen, und zwar so laut, dass das Entsetzen einen jeden von uns lähmte. Unter diesen Frauen, die körperlich am Ende waren, gab es viele, die regelrecht wahnsinnig wurden. Es handelte sich nicht nur um Jüdinnen, sondern um Griechinnen, Zigeunerinnen, und Holländerinnen. Fast alle Nationalitäten waren vertreten. Nach dem Bombardement stand ungefähr noch ein Drittel des Lagers. Überall Tote und Verwundete, Schutt und Rauch. Hier in diesem Lager gab es ja keine Möglichkeit, sich in Sicherheit zu bringen. Übrigens gab es in keinem Lager, wo ich gewesen bin, Schutzräume gegen Luftangriffe. Nach diesem verheerenden Angriff halfen wir, den unverletzt geblieben Frauen wieder auf die Lastwagen aufzusteigen. Viele hatten jegliche Hoffnung verloren und man sah sogar solche, die den Tod suchten, indem sie sich in die elektrisch geladenen Drahtzäune stürzten. Es war entsetzlich, diese Szenen miterleben zu müssen, doch glaube ich, dass der Mensch sich in solchen Situationen selbst an das Schlimmste gewöhnt.

3 Wochen vor Kriegsende wurde das ganze Lager evakuiert. Wir wurden in Viehwaggons verladen, 60 bis 80 Menschen pro Waggon. Die Männer in offenen, die Frauen in geschlossenen Waggons, so wurden wir ins Lager Ravensbrück zurückgebracht. Wir hörten, dass russische Truppen sich von Norden her dem Lager näherten und amerikanische Einheiten aus dem Westen. Als man uns sagte, wir kämen zurück nach Ravensbrück, bekam ich einen solchen Schock, dass meine Zuversicht auf Befreiung gänzlich erlosch. Ich wurde von einer derartigen Trostlosigkeit ergriffen, dass ich nicht mehr die geringste Hoffnung hatte. In diesem Moment spielte die Kameradschaft eine überaus große Rolle in meinem Leben. Ich erinnerte mich plötzlich daran, dass ich es war, die den Französinnen die heimlich abgelauschten Radiomeldungen zukommen ließ, um ihnen Hoffnung auf eine baldige Freiheit zu geben. Nun waren es sie, die Französinnen, die mir den Mut gaben, auch im Anblick der schlimmsten Qualen nicht zu verzagen. Bevor wir ins Lager Ravensbrück zurückgebracht wurden, stand unser Waggon 6 Tage lang auf stillgelegten Gleisen, ohne dass wir etwas zu essen oder zu trinken bekamen. Während dieser Zeit stand uns kein WC zur Verfügung, so dass wir unsere Notdurft in der Nähe des Zuges verrichten mussten. Der Zug, in dem wir eingesperrt waren, wurde regelmäßig aus der Luft beschossen, ohne dass wir wussten, ob es sich um russische oder amerikanische Flugzeuge handelte. Die Geschosse durchschlugen die Wände der Waggons, doch wie ein Wunder wurde keine von uns verletzt. Häufige Todesfälle gab es jedoch innerhalb unserer Gemeinschaft durch

Herzschwäche und andere Krankheiten, die auf einen Mangel an Nahrung oder Hygiene zurückzuführen waren. Ich selbst litt bei dieser Todesfahrt viel weniger an Nahrungsmangel, als an Durst. Wenn der Zug Halt machte, öffneten die SS-Aufseherinnen die Schiebetüren, damit wir aussteigen konnten, um unsere Notdurft zu verrichten. Oft fuhr der Zug nur wenige Kilometer, bis er erneut von Flugzeugen angegriffen wurde. Meistens hatten die Piloten es allerdings auf die Zugmaschinen abgesehen. In den mit Männern besetzten, offenen Waggons war es weit schlimmer. Von ihnen wurden viele durch Maschinengewehrfeuer aus den angreifenden Flugzeugen getötet. Als wir an der Elbe vorbeifuhren, hörten wir, dass sich am anderen Ufer die Amerikaner befänden. Als wir eines Tages gezwungen wurden, anzuhalten, befand sich auf einem Nebengleis ein Zug, der mit Vorräten beladen war. Darunter war ebenfalls ein Waggon mit Kartoffeln. Hier bewahrheitete sich das Sprichwort: „Der Hunger treibt den Wolf aus dem Gebüsch“. In der Tat verließen viele männliche Häftlinge ihre Plätze und stiegen auf den Kartoffelwaggon, um sich über die Fracht herzumachen. Ich sehe noch heute einen männlichen Häftling vor mir, der triumphierend eine Kartoffel in der Hand hielt, bevor ihn der Feuerstoß aus der Maschinenpistole eines SS-Bewachers niederstreckte. Ein Mord wegen einer einzigen Kartoffel.

Wir kamen wieder im Lager an. Aufs Neue befanden wir uns inmitten dieser Elendsgestalten, die schmutzig und von Läusen und Flöhen gepeinigt, im Lager umherirrten. Dasselbe Elend wie zuvor. Vor Schmutz starrende Kinder mit bettelnd vorgestreckten Händen. Mit weit geöffneten Augen starrten sie uns an. Ein unvergessliches Bild. Es handelte sich um 4- oder 5-Jährige. Gänzlich rasiert, in eine Gitterzelle gesteckt, erwartete sie der Tod.

Kleider der Vergasten

Wir trafen durch Schläge gezeichnete Zigeunerinnen. Jüdinnen mit dem gelben Stern. Mir schien, als wären es bereits weit weniger als vor unserer Verlegung. Wir machten Bekanntschaft mit Neuzugängen aus anderen Lagern. Ich traf Luxemburgerinnen, die man zusammen mit Marie-Louise weggebracht hatte. Im Lager lagen Haufen von Kleidungsstücken. Sie gehörten getöteten Frauen, die sich gänzlich ausziehen mussten, bevor sie in die Gaskammer getrieben wurden. Diese Kleidungsstücke wurden desinfiziert, um sie wieder anderen zuzuteilen. Hinter dem Namen Marie-Louise befand sich ein Kreuz. Mir kam der Gedanke, dass auch ihr zuvor dasselbe widerfahren war. Abgelegte Kleidungsstücke, die Haare rasiert, Goldzähne ausgebrochen. Ich sah ihr Bild vor mir. Ich dachte an die Haufen Asche, das Letzte, was von ihnen übrig geblieben war. Ich dachte an die vielen Priester, die katholischen Schwestern, die hier umgebracht wurden. An Wissenschaftler und Professoren, die sich nicht beugten, ihren Hass gegen den Nationalsozialismus offen zeigten und ihren Widersachern in die Augen blickten. Diese Nazis wollten all dieses Geistesgut vernichten, aber es gelang ihnen nicht.
Während der ganzen Zeit im Konzentrationslager sah ich keine Blume, keinen Vogel. Man hatte den Eindruck, als wollten sie sich vor dem Tod und all den Schrecken verbergen.

Weibliche Häftlinge bei schwerer Arbeit

Eines Tages erfuhren wir, dass Geneviève de Gaulle, die Nichte von General de Gaulle, und einige andere Französinnen aus dem Lager entlassen wurden. Ich hatte die Nichte des Generals am Anfang meiner Zeit in Ravensbrück gesehen. Später verlegte man sie.
Dann hieß es, dass das Internationale Rote Kreuz in die Lager käme, um uns zu befreien. Zuerst glaubten

wir es nicht. Doch dann wurde es Realität. Zuerst wurden die Schweden, Dänen und Norweger entlassen. Dann wurden Gruppen von Belgierinnen, Holländerinnen und Luxemburgerinnen in das Männerlager gebracht. In der Ferne hörte man bereits den Donner der Geschütze, die von der russischen Front heranrückten. Gegen Abend formierte sich eine Kolonne von zirka 800 Personen vor dem Lagertor, bestehend aus Französinnen, ungarischen Jüdinnen, Polinnen und 84 Luxemburgerinnen. Wir warteten stundenlang. Die meisten waren derart geschwächt, dass es ihnen bereits gleichgültig war, was weiter geschah, und ob tatsächlich jemand komme, um uns zu befreien. Was würde dann mit uns passieren? Nur unbeantwortete Fragen. Wir standen auf freiem Feld. Es war an und für sich ein schöner Frühlingstag. Die Wiesen fingen an zu grünen. Die Sträucher trieben die ersten Knospen. Zu unserer Linken befand sich ein großer Weiher. Eine flache Wasseroberfläche, so klar, dass man bis auf den Grund sehen konnte. Ein ergreifendes Erlebnis, wäre da nicht die andere Seite gewesen. Elend und Schrecken, taumelnde, todkranke Geschöpfe versuchten, unter dem Gebrüll der Aufseherinnen eine Kolonne zu bilden. Wo man hinsah, abgemagerte Körper, verzerrte Gesichter. Große Augen blickten verstört in die Ferne. Instinktiv standen Schwerkranke auf, reihten sich schwankend in die Dreierkolonne ein. SS-Aufseherinnen liefen schreiend, fluchend und schimpfend um die Kolonne herum. Es wurde gestoßen, geschlagen und getreten. Ein Name kursierte in diesem Haufen total erschöpfter Menschen. Ein Name, der bisher Schrecken verbreitet hatte. Es handelte sich um den berühmten Pflaum. Er war der Leiter der Todeskommandos. Er war es, der die Kranken und Gebrechlichen aussuchte, um sie in die Gaskammern zu schicken. Bei seinem Anblick erhoben sich sogar instinktiv die vor Schwäche umgefallenen Häftlinge. Sie versuchten sich mühsam in die Kolonne einzuordnen. Diejenigen, die das nicht mehr schafften, waren gezeichnet, ausgewählt für das Krematorium. Pflaum zeigte sich an diesem Tag noch arroganter, noch gemeiner, noch brutaler als zuvor. Die SS-Aufseherinnen liefen umher. Zählen, tadeln, brüllen. Es hieß: „Ausrichten, Ruhe, Mistvieh“. Es folgten noch ordinärere Schimpfwörter. Eine unter ihnen verkündete schreiend: „Anstatt befreien, sollte man sie alle erschießen“. Sie sprach von „befreien“. Sollte da etwas im Gange sein, von dem wir keine Ahnung hatten? Mit „Erschießen“ hatte dieser Abschaum erfahrungsgemäß kein Problem. Wie oft hatten wir zusehen müssen, wie Frauen an den hohen Mauern, die das Lager umschlossen, einzeln oder in Gruppen erschossen wurden. Im Lager sahen wir Frauen, die an der Mauer kauernd, haufenweise Papiere und Ordner verbrannten. Plötzlich ging ein Raunen durch die Kolonne erbärmlich und verdreckt aussehender Menschen.

Ein kleines, weißes Auto erschien in unserem Blickfeld, schob sich langsam dem Lager zu, näherte sich unserer Gruppe. Auf dem Trittbrett standen Männer in Uniform. Sie trugen Uniformen, die wir nicht kannten. Am Fahrzeug waren auf weißem Untergrund die Buchstaben CH in schwarz aufgemalt. Eine azurblaue Fahne, mit einem gelben Kreuz, flatterte über der Kühlerhaube. Die beiden Uniformierten traten auf uns zu. Sie grüßten und sprachen uns an. Der eine in Französisch, der andere in Deutsch. Sie gaben sich als Schweden zu erkennen. Sie eröffneten uns, eine Lastwagenkolonne sei unterwegs, um uns abzuholen. Sie entschuldigten sich für ihr verspätetes Eintreffen, doch beteuerten sie, dass wir noch vor Einbruch der Nacht abgeholt würden. Wir konnten es nicht fassen. Sie erkundigten sich nach den Kranken. Man hätte ihnen gesagt, es gäbe im Lager 50 bettlägerige Kranken. 6 Ambulanzfahrzeuge wären deshalb unterwegs, um diese abzuholen. Wer hatte ihnen von 50 Todkranken berichtet? Es konnten nur Leute von der SS-Verwaltung gewesen sein. Diese verlogene, schmutzige Bande. Wir berichtigten die Zahl. Es waren nicht nur 50 gehunfähige und sterbenskranke Häftlinge im Lager, sondern um die 4000 lagen in schmutzigen, verseuchten und stinkenden Baracken, die vor Ungeziefer starrten. Entsetzt schauten die beiden Männer uns nach dieser Mitteilung an. In meinem Blickfeld erschien für einen Augenblick ein ranghoher SS.
Es war Suhren, der Lagerkommandant. Doch gleich war er wieder verschwunden.

Die Nacht war bereits hereingebrochen. Wir warteten noch immer. Dann endlich erblickten wir eine lange Kolonne von weißen Lastwagen, die alle mit dem Roten Kreuz gekennzeichnet waren. Sie wendeten vor dem Lagertor und fuhren dann auf uns zu. Nachdem die Fahrzeuge angehalten hatten, stiegen die Fahrer aus. Es waren nur Uniformierte, die am Steuer der Lastwagen saßen. An den Uniformen unterschieden wir Schweizer, Schweden, Engländer und Amerikaner. Dann begann ein panikartiger Ansturm auf die Fahrzeuge. Ein furchtbares Gedränge bahnte sich an. Häftlinge, die zu schwach waren, auf die Lastwagen aufzusteigen, wurden von kräftigen Männerhänden hochgehoben. Es waren die Chauffeure, die helfend eingriffen. Bevor ich selbst auf einen Lastwagen aufsteigen konnte, traf mich die Peitsche einer SS-Aufseherin. Noch vor kurzem sagte mir eine Freundin, dass sie sich noch sehr gut an das Klatschen der Schläge auf meinen Rücken erinnere. Dann befand ich mich unter einer dunklen Plane, wo jeder sich krampfhaft festklammert. Es wurde gestritten und getreten. "So viele wie möglich sollen in die Ladekästen hinein, denn wir wollen alle mitnehmen", ließ ein großer Kanadier mit bräunlicher Hautfarbe verlauten. Er war es auch, der dann Rot-Kreuz-Päckchen in die Fahrzeuge warf. Die Motoren der Lastwagen liefen noch immer, sie waren nicht abgestellt worden. Man merkte, dass unsere Befreier so schnell wie möglich von diesem Ort des Schreckens wegkommen wollten.
Später erfuhren wir, dass unsere Befreiung durch Fürsprache des schwedischen Grafen Bernadotte bei Himmler erfolgt war. Es war angeblich die erste Befreiung von Häftlingen aus einem Konzentrationslager, und der Graf selbst sollte die Befreiungsaktion geleitet haben. Für uns war es jedenfalls ein Wunder. Wir hörten, dass die Fahrer, außer Schweizern und Schweden, ebenfalls Kriegsgefangene verschiedener Nationen waren, die sich freiwillig für diesen gefährlichen Auftrag gemeldet hatten. Denn schließlich galt es, eine Zone zu durchqueren, die noch immer zum Kampfgebiet gehörte. Unterdessen war die Nacht bereits hereingebrochen, und wir entfernten uns immer mehr von diesem Ort des Grauens. Diesem Ort, wo Tod, Elend und Not den Alltag bestimmten. Im Innern der Lastwagen drängten sich auf engem Raum um die 70 bis 80 Häftlinge. Trotz des nervenstrapazierenden Geschnatters in den verschiedensten Sprachen gelang es uns, die Rot-Kreuz-Päckchen so zu verteilen, dass jeder etwas von diesen lange Zeit entbehrten Köstlichkeiten erhielt. Gegen 2 Uhr nachts kam die Kolonne im dichten Schatten dickstämmiger Bäume zum Stillstand. Zwei Stunden Pause, hieß es. Man erklärte uns, dass wir uns dem Kampfgebiet näherten, so dass größte Vorsicht geboten sei. Außerdem seien die Fahrer müde und angespannt, da sie sich seit Tagen auf dieser gefährlichen Strecke bewegten, wo die Straßen, zum Teil durch Beschädigungen, kaum zu befahren seien. Mit starren Gliedern stiegen wir aus, und wir befanden uns auf einem schmalen Pfad, inmitten eines Waldes. Es war eine vom Duft des Frühlings durchdrungene Abenddämmerung, die im Mondlicht versank. In dieser beginnenden Dämmerung brachten Eichen und Buchen ihre jungen Grünzweige unter einem leisen Wind in Schwingung. Ein intensiver Geruch feuchter Erde, vermischt mit dem Duft aufkeimenden Pflanzenwuchses machte sich bemerkbar. War es möglich, dass wir diesen Duft einatmen durften, und dem üblen Geruch des Krematoriums entfliehen konnten? Der Morgen graute, und unsere Fahrt wurde fortgesetzt. Wir dachten an unsere kranken Kameradinnen, die mit Sanitätsfahrzeugen weggebracht worden waren. Wir passierten Schwerin. Wir näherten uns dem Kampfgebiet. Militärkolonnen kreuzten unsere Kolonne. Kriegsgefangene hoben Schützengräben aus. Wir winkten ihnen freundlich zu. Wir waren mitten im Kriegsgeschehen. Wir sahen Panzer, Kanonen, Lastwagen und jede Menge anderes Kriegsmaterial. Gefällte Bäume, aufgeworfene Gräben, wo man nur hinblickte. Wir hörten das Donnern der Kanonen, das immer näher kam. Granaten schlugen ein, der Beschuss nahm in erschreckendem Umfang zu. Im Innern des Lastwagens war es heiß. Der Staub, der durch die Ritzen des Lastwagens eindrang, trocknete die Kehlen aus. Zusammengedrängt, erschöpft und von Durst geplagt, verharrten wir in den Kabinen der Lastwagen. Dann plötzlich, Stillstand. Der tapfere

Kanadier rief uns zu: „Runter und in Deckung, schnell.“ Ohne zu wissen, was eigentlich los war, sprangen wir aus den Fahrzeugen. Wir liefen in das Gestrüpp, das sich beidseitig der Straße befand. Einer schrie: „Alles zu Boden“. Dann wurde jeder Lärm durch herannahende Flugzeuge erstickt. Die Flugzeuge setzten zum Tiefflug an. Kamen auf uns zu. Dann das Heulen von Bomben, Explosionen, Maschinengewehrfeuer, Flammen, aufgewirbelte Erde, Steine, Schreckensschreie, Stöhnen. Die Flugzeuge kamen immer wieder, flogen tiefer, warfen ihre Bomben ab. Ein Splitterregen deckte uns ein. Der beißende Geruch von Pulver nahm uns den Atem. Es war die Hölle. Ich sah eine meiner Freundinnen mit ihrer Schwester, der ein Splitter den halben Arm abgerissen hatte. Ein junges Mädchen mit aufgerissenem Schädel, blutige Gehirnteile um sie herum. Fleischfetzen, schrecklich blutende Wunden, spitze Schreie, die in immer leiser werdendes Wimmern übergingen, um dann zu verstummen. Das Ganze dauerte nicht mehr als eine Minute. Mehrere meiner Leidensgenossinnen waren tot, unter ihnen 9 Belgierinnen. Einer wurde der ganze Bauch aufgeschlitzt, wie mit einem Messer. Das traurige Resultat einer Minute Krieg. Holländerinnen, Belgierinnen und Luxemburgerinnen wurden massakriert. Auf der Straße lagen zerstörte Lastwagen, Panzer, Pferdegespanne, Ausrüstungsgegenstände und Uniformteile. Eine Militärkolonne hatte es erwischt. Tote deutsche Soldaten lagen in den Gräben längs der Straße. Mehrere unserer Fahrer waren tot. Die Rot-Kreuz-Wagen hatten schwere Beschädigungen erlitten. Wir verneigten uns respektvoll vor denen, die, jede Gefahr missachtend, gekommen waren, um uns zu befreien. Unter ihnen ein junger Engländer, Kriegsgefangener seit 1940. Kurz vor dem Ende der Strapazen war er tödlich getroffen worden von den eigenen Kameraden. Ein anderer Fahrzeugführer, ein gutherziger dunkelhäutiger Amerikaner, mit durchdringenden schwarzen Augen und schönen weißen Zähnen, der unsere Aufmerksamkeit erregt hatte, war jetzt ebenfalls tot. Ich dachte mit Wehmut an jene, die zu Hause vergeblich auf sie warteten. Die Piloten der Flugzeuge konnten ja nicht ahnen, dass wir Gerettete eines Konzentrationslagers waren, zumal deutsche Militärfahrzeuge ebenfalls mit einem roten Kreuz versehen waren, um als Sanitätsfahrzeuge durchzuschlüpfen. Unterdessen hatte der unermüdliche Kanadier die Spuren des Angriffs von seinem Lastwagen beseitigt und ließ uns eilig wieder aufsteigen, um uns auf schnellstem Weg nach Wismar zu bringen. Unterwegs hielten wir noch mehrmals an, da der Fahrer herannahende Flugzeuge sichtete, doch diesmal flogen sie über uns hinweg und ließen ihre Bomben etwas weiter entfernt fallen. Unser Kanadier hielt außerhalb Wismar an und ließ uns auf einer großen Fläche Flachland aussteigen. Mehrmals fuhr er an jene Stelle zurück, wo der Angriff stattfand und schaffte nach und nach viele Gerettete heran. Er versuchte, die Kolonne wieder zu ordnen, um die Fahrt fortsetzen zu können. Wir fühlten uns ein wenig unbehaglich auf dem Lastwagen, da wir daran gewöhnt waren, auf engstem Raum auszuharren. Wir entdeckten in einem Gestrüpp einen kleinen Teich, der es uns erlaubte, uns oberflächlich zu waschen. Plötzlich sahen wir Männer auf uns zu laufen. Es handelte sich um französische Kriegsgefangene, die gleich Zutrauen zu uns gefasst hatten, nachdem sie unsere gestreiften KZ-Anzüge bemerkt hatten. Sie umringten uns, stellten Fragen und rieten uns, bei einem erneuten Fliegerangriff, sofort hinter einem Hügel zu Boden zu gehen. Von ihnen erfuhren wir, dass die Deutschen in Wismar dabei waren, Unterstände für Unterseeboote zu bauen und auch sie dort beschäftigt waren. Wismar werde fast täglich bombardiert und viele ihrer Kameraden seien bereits getötet worden. Die Moral dieser jungen Franzosen war einfach großartig. Als einer uns zu verstehen gab, dass das Ende des Krieges nur noch eine Sache von ein paar Tagen sei, mischte sich ein anderer ein und behauptete: „Ein paar Tage? Ich würde sagen, dass der Krieg in ein paar Stunden zu Ende ist.“ Dann fügte er hinzu: „Wir haben sie, jetzt sind wir bald zu Hause.“ Die jungen Franzosen entfernten sich unter schallendem Gelächter. Es klang wie eine Befreiung. Es war so neu, so schön, dieses französische Gemüt. Endlich mussten wir die verhasste deutsche Sprache nicht mehr hören. Dieses kehlige „raus, los, schnell“ der SS,

ihre bösartigen Bemerkungen, ihre gemeinen Ausdrücke. Wir sahen nicht mehr in diese stupiden, brutalen Gesichter, diese grimmig verzogenen Münder, die beleidigenden Blicke, die blanken Stiefel, diese grau-schwarzen Uniformen. Wir sahen keine rasierten Köpfe. Wir wurden nicht mehr Zeuge wahlloser Züchtigungen, willkürlichen Totschlags und Mordes. Wir brauchten nicht mehr an mit Leichen beladenen Karren vorbeizugehen, diese grauenvollen Baracken zu sehen. Das Revier, dem dieser widerliche Geruch entströmte, und wo Kranke ohne Pflege dahinvegetierten, ohne Verbände, ohne Hilfe. Der herzzerreißende Anblick unserer Schwestern blieb uns erspart. Diese Bedauernswerten, von ekelhaftem Ungeziefer befallen, mit verstört glasigen Augen vor sich hinstarrend, die Münder verkniffen, um ihren Schmerz nicht laut hinauszuschreien. Die aufgeblähten Bäuche, die schlaffen Brüste, diese langen gelben Hände. Diese Lastwagen, die ihre schaurige Fracht zu den Gaskammern brachten.

Nicht mehr zu sehen, wie Kapos die armen Alten und die Zigeuner verfolgten, die lediglich um ein paar Kartoffelschalen bettelten. Nicht mehr zu sehen, wie die Blockältesten die Knüppel schwangen und die Lagerpolizei unerbittlich Eimer voll Wasser über zusammengebrochene Kreaturen ausschüttete. Nicht mehr Zeuge von Gier und Diebstahl zu sein. Nicht mehr zu hören, wenn in den frühen Morgenstunden Schüsse aus Gewehren fielen, um willkürliche Todesurteile zu vollstrecken. Nicht mehr zu sehen, wie die roten Flammen aus den Schornsteinen der Krematorien aufstiegen. Nicht mehr diesem erstickenden Geruch verbrannter Knochen ausgesetzt zu sein. Und nicht mehr diese kleinen nackten Füße im Schnee zu sehen, ihre leeren, von Hunger und Entbehrungen müden Augen, die niemals Freude gekannt hatten. Und schlussendlich nicht mehr die hilflosen Blicke der Mütter zu sehen, die ihre sterbenden Säuglinge an sich drückten. Diese Skelette mit ihren ältlich wirkenden Gesichtern, die schrieen und nicht sterben wollten. Nicht mehr die Stimmen der SS-Männer zu hören, die verlockende Vorteile in ihrem Bordell anboten. Gehörten all diese Schrecken, diese grauenhaften Bilder wirklich der Vergangenheit an?

Es schien, als wäre unsere neue Umgebung Wirklichkeit.

Wir befanden uns inmitten grüner Rasenflächen, sahen Blumen und Schmetterlinge, hörten das lange vermisste Singen der Vögel in Hecken und Büschen. Schon seit längerer Zeit waren wir hier. Deutsche Soldaten fuhren vorbei. Ein Fahrzeug mit höheren Dienstgraden hielt neben mir an. Ein großer Uniformierter, mit vielen Auszeichnungen an seiner Uniformbluse und breiten roten Streifen an der Hose, schaute auf mich herab und fragte: „Warum hat man Euch rausgelassen?" Ich antwortete, ohne zu überlegen: „Um Euch Platz zu machen.“ Er sah mich einen Augenblick verblüfft an, stieg in seinen Wagen und fuhr davon. Erst jetzt wurde mir klar, in welche unnötige Gefahr ich mich begeben hatte. Auf einen weiteren Mord wäre es diesen Leuten bestimmt nicht angekommen. Der Zwischenfall mit diesem Offizier gab mir zu denken. Seine Frage hatte bewiesen, dass er Kenntnis von den Internierungslagern in ganz Deutschland besaß. Er musste davon gewusst haben, seine Frage war ein eindeutiger Beweis. Die Abenddämmerung kündigte sich an und es war kalt. Was sollte mit unserem Fahrer passiert sein? Plötzlich hörten wir von der Straße her Fahrzeuglärm. Weiß gestrichene Busse hielten an. Unser kaltblütiger sonnengebräunter Kanadier war wieder da, um uns wegzubringen. Aufs Neue ging das Geschiebe los. Alle Frauen stürmten auf die Busse los. Es war ein unwahrscheinliches Durcheinander. Trotzdem zählte er uns immer wieder, um auch nicht eine einzige zu vergessen. Er schüttelte sein müdes Haupt. Mit einem Zeichen von Resignation murmelte er: „Women.“ Was wollte er hiermit

andeuten? Dass nur Frauen sich in solchen Situationen unmöglich benehmen, oder was sollte sein Ausdruck „Frauen“ anders bedeuten? Er sagte es nicht.

Die Busse wurden im Sturm besetzt. Es handelte sich um schöne Fahrzeuge, die alle mit einem schwedischen Wimpel versehen sind. Wie konnte er diese nur so schnell herbeigeschafft haben?

Der junge Kanadier erklärte uns, dass alle Verletzte vom Morgen in ein Krankenhaus gebracht worden wären. Mit Entzücken nahmen wir im Bus Platz, und wir setzten unser ganzes Vertrauen in diesen Fahrer. Dieser Unerschrockene, der uns mit soviel Geschick aus der Gefahrenzone herausgebracht hatte. Wir fielen während der Fahrt in eine Art Dämmerschlaf. Gegen Morgen erreichten wir die Stadt Lübeck. Junge Däninnen setzten uns an einer Sammelstelle ein gutes Frühstück vor. Dann setzte die Kolonne sich wieder in Bewegung. Die Fahrer wurden ausgewechselt. Jetzt hatten wir einen Dänen als Fahrer. Durch Halbschlaf, gutes Essen und Rot-Kreuz-Päckchen ein wenig erholt, ging die Fahrt weiter in Richtung Norden. Wir passierten Eutin. Kiel, fast gänzlich zerstört. Gesperrter Hafen, beschädigte Schiffe. Dann ging es weiter über Schleswig-Flensburg in Richtung dänische Grenze. Im Verlauf der Reise hören wir im Radio von Frauen, die aus einem Konzentrationslager befreit worden wären. Die SS sei aufgefordert worden dem Roten Kreuz die Sträflinge von Ravensbrück zu übergeben.

Ich konnte noch immer nicht glauben, dass wir befreit waren, denn Dänemark war nach wie vor von deutschen Soldaten besetzt. Man sah sie überall, mit ihren Gewehren, den umgehängten Maschinenpistolen. Die Kolonne hielt gegenüber einer Zollstelle. Deutsche Zollbeamten sprachen mit den Fahrern unserer Kolonne. Es schien wie eine Auseinandersetzung, zu der es mit größter Wahrscheinlichkeit durch unser Erscheinen gekommen war. Endlich setzte der Konvoi sich wieder in Bewegung. Über die Diskussion im Büro der Zollstelle schwieg der Fahrer sich aus. Wollte uns wahrscheinlich nicht unnötig aufregen. In den Dörfern, die wir passierten, wurden die Fenstern geöffnet und man winkte uns mit Fähnchen zu. Taschentücher wurden geschwenkt, und man bewarf uns mit Blumen. Und das alles unter den Augen der deutschen Soldaten. Es war nicht zu fassen. Junge, blonde Mütter hielten uns ihre pausbäckigen Kinder entgegen. Wir näherten uns Padborg. Unsere erste Station auf dänischem Boden. Bevor wir in die von Blumen geschmückte Stadt einfuhren, kamen von dem führenden Fahrzeug Zeichen zum Anhalten. Im Gedenken an unsere getöteten Weggefährtinnen sollten wir eine Schweigeminute einlegen. Eine erste zivilisierte und menschliche Geste. Wir alle waren zutiefst ergriffen. In dieser Minute des Schweigens gingen unsere Gedanken zu jenen, die mit uns gelitten hatten, die jedoch nicht das Glück gehabt hatten, ihre Heimat wiederzusehen. An dieser Stelle gelobten wir, diese unsere Gefährtinnen, niemals zu vergessen. Die Busse fuhren in Richtung Bahnhof Padborg, wo die Mitglieder des dänischen Roten-Kreuzes uns einen warmherzigen Empfang bereiteten. Dank der mustergültigen Organisation wurden alle unsere Bedürfnisse befriedigt. Die Dänen waren wunderbare Leute. Wir erfuhren von ihnen so viel Güte und Anteilnahme, wie wir sie niemals erhofft hätten. Da nicht genügend Platz vorhanden war, um allen eine Übernachtungsmöglichkeit zu bieten, hatte man Zugwaggons in überaus saubere Schlafsäle umfunktioniert. Das erste Mal seit langem schliefen wir auf gänzlich neuen Matratzen. Leider trugen wir noch immer unsere von Ungeziefer wimmelnden Sträflingskleider. Am anderen Morgen ging es weiter mit der Eisenbahn. Wir fuhren an durch Blumen verschönerten Grünflächen vorbei. Nachdem wir Tingleff-Habesland-Lunderskov-Frederica-Onense passiert hatten, trafen wir in Nyborg ein. Wir verließen den Zug und wurden auf ein ganz in Weiß gestrichenes Schiff verfrachtet, das uns bis nach Korsör bringen sollte. Bevor wir an Bord gingen, wurden wir von dänischen Frauen mit Blumen begrüßt. Es waren duftende Rosen, meine bevorzugten Blumen. Dieses unvorstellbare Zeichen der Freundschaft wurde uns mit einem freundlichen Lächeln überreicht. Wir waren auf dem Schiff, ein Hornsignal ertönte. Ein Zittern

erfasste das Schiff, das sich langsam vom Festland entfernte. Die Seemöwen und der Geruch des salzigen Meeres begleiteten uns. Marineleute gingen an uns vorbei, während wir zusammengedrängt an der Reling standen. Über Lautsprecher wurden wir gebeten, uns in den Speisesaal zu begeben. Die Tische waren mit verzierten Tischtüchern und versilbertem Tafelbesteck gedeckt. Ich glaubte zu träumen. In Weiß gekleidete Kellner bemühten sich, unsere Wünsche zu erfüllen. Wir, in unseren schmutzigen Häftlingskleidern. Sie, in untadeligem Dress. Es gab einen massiven Ansturm auf die Toiletten, denn viele waren seekrank. Als wir dieses vorher so saubere Schiff verließen, befand es sich in einem desolaten Zustand. Ich schämte mich. Eine Darmentzündung machte sich bei mir bemerkbar. Wahrscheinlich eine Folge des guten Essens, mit dem wir in den letzten Tagen verwöhnt worden waren. Unsere Körper, vielmehr unsere Mägen, waren nicht mehr an anständiges Essen gewöhnt. Hinzu kamen noch die Päckchen vom Roten-Kreuz. Wir erreichten den Hafen von Kosör. Dann ging es zum Bahnhof. Mit einem Zug gelangten wir nach Kopenhagen. Hier verbrachten wir die Nacht im Zug. Uns gegenüber hielt ein anderer Zug. Es war ein langer Zug mit Häftlingen aus Neuengamme. Es waren unter anderem Norweger und Franzosen. Auch für sie war die Stunde der Befreiung gekommen, das Glück zu überleben. Dann kam die Gestapo, um eine Kontrolle durchzuführen. Diese Kontrolle brachte mich derart aus der Fassung, dass ich wieder Zweifel an unserer Befreiung hatte. Die Männer der Gestapo übergaben uns Formulare, die in Eile auszufüllen waren. Aufmerksam begutachteten sie die ausgefüllten Zettel. Diese Gestapo-Männer, Stellvertreter eines unheilvollen Regimes, blickten uns hasserfüllt an. Sie durchstreiften die Waggons. Sprachen untereinander. Zerrten noch einige von uns nach draußen. Weshalb? Wir haben es nie erfahren. Ein Signal ertönte, und wir durften die Waggons verlassen. Wir überquerten eine Brücke und befanden uns auf dem Schiff Malmö. Dieses Schiff wurde zum Pendelverkehr zwischen der dänischen Hauptstadt und dem schwedischen Hafen Malmö eingesetzt.
Es war wunderbares Wetter. Soldaten von beachtlicher Größe, mit langen dunkelblauen Mänteln, die mit goldenen Knöpfen versehen waren, standen Spalier. Ernst und still standen sie da. Das Schiff schlenkerte leicht. Vorne am Schiff flatterte die rote Fahne mit gelbem Kreuz. Die Anker wurden gelichtet. Wir sahen den großen deutschen Kreuzer Lübeck, auf dem noch die rote Flagge mit dem Hakenkreuz flatterte. Wir sahen, wie deutsche Soldaten sich mit geschulterten Karabinern im Hafenbereich bewegten. Wahrscheinlich wurden sie durch einen Befehl von oben daran gehindert, etwas gegen uns zu unternehmen. Missmutig schauten sie den Einwohnern von Kopenhagen zu, die uns zum Abschied grüßten. Auf dem Schiff befanden wir uns deutlich in Überzahl. Das Schiff war nur für den Transport von 1200 Personen zugelassen, doch wir waren 4000. Erfrischungen wurden uns gereicht, und wir wurden mit größtem Wohlwollen behandelt. Wir waren zu einem unvorstellbaren Menschengewirr zusammengedrängt. Wir, die befreiten Häftlinge, verhielten uns still. Wir hingen unseren Gedanken nach und ließen die letzten Tage und Stunden an uns vorbeiziehen. Langsam sahen wir die Stadt Kopenhagen unseren Blicken entschwinden. Dann, plötzlich, begannen alle zu singen. Ein leidenschaftlicher Gesang aus tausend Kehlen erschallte: Zuerst ertönte „God save the King“, dann „la Brabançonne“, die „Jeszcze Polska,“ „Prince van Oranjien,“ dann russische, dänische und schwedische Lieder. Zuletzt die luxemburgische Nationalhymne. Ergriffen, wischten sich die meisten die Tränen aus den Augen. Die weiße Steilküste von Malmö erschien uns wie ein Traum. Mit seinen kupfernen Kirchtürmen und seinen Hochhäusern. Kleine Fischerboote hatten sich unserem Schiff genähert und folgten uns. Der große schwedische Hafen erschien in unserem Blickfeld und plötzlich tauchte ein Flugzeug auf und setzte zum Tiefflug an. Unter Jubelgeschrei breiteten sich über unserem Schiff unzählige Fähnchen alliierter Länder aus, die langsam zu Boden schwebten.

Das Flugzeug begleitete unser Schiff bis zur Hafeneinfahrt. Dort stand eine dicht gedrängte Menschenmenge auf den Verladerampen, die offensichtlich auf das Einlaufen unseres Schiffes gewartet hatte. Die Schweden waren zurückhaltender als die Dänen, trotzdem strahlten ihre Gesichter eine tiefe und gütige Anteilnahme aus. Die Männer trugen breite Filzhüte, die sie bei unserer Ankunft freudig schwenkten. Manche wischten sich verstohlen die Tränen, als sie uns in unseren zerlumpten Klamotten und unsere ausgemergelten Gestalten sahen. Die meisten ohne Haare, voll von Läusen und Flöhen. Wir waren gerettet. Wie war das nur möglich? Danke Schweden! Du hattest unsere Probleme erkannt, unsere Angst geteilt. Sei gesegnet, Schweden, Aufnahmeland so vieler Unglücklicher. Wir verließen das Schiff. Man brachte uns in ein Gebäude mit sehr großen Fenstern. Einwohner schenkten uns Blumen. Und dann, wir konnten es nicht fassen, wurden wir im Inneren dieses großen Gebäudes von Frauen des Roten Kreuzes erwartet. Sie gaben uns Anweisung, unsere Häftlingskleider auszuziehen. Einzeln kümmerten sie sich um die ehemaligen Gefangenen. Zuerst eine Dusche. Dann bekamen wir Seife. Seife, das konnte doch nur eine Einbildung sein, denn wie lange hatten wir keine Seife mehr in Händen gehalten. Ich wurde gewaschen. Ich war so mager, dass man die einzelnen Rippen an meinem Körper zählen konnte. Tränen füllten die Augen meiner Wohltäterin und auf Deutsch fragte sie mich, wie alt ich sei. Wir wurden desinfiziert. Zuerst die Haare, dann der ganze Körper. Anschließend machte die Frau mir ein Zeichen, ihr zu folgen. Wir kamen in einen großen Raum. Hier lag neue Unterwäsche, rosenfarbige, weiße und blaue. Meine Begleiterin fragte mich nach meiner Lieblingsfarbe, wählte dann dementsprechend ein Dessous aus, das sie mir reichte. Dann kam die Reihe an die Röcke. Ich entschied mich für einen blauen, mit kleinen weißen Tüpfchen. Die Auswahl war enorm. Ich bekam dann noch hellblaue Pantoffeln. Schlussendlich durften wir noch einen Mantel auswählen. Einer schöner als der andere. Wir bekamen Zahnbürsten und Handtücher. Mein Gott, es schien uns, als wäre all dies kaum möglich! Es stand sogar Toilettenpapier für jede von uns zur Verfügung. In den Toiletten hingen Spiegel. Als ich in den Spiegel schaute, glaubte ich zu träumen. Anschließend wurden wir in Bussen zu einem riesig großen Zelt gebracht. Auf dem Boden lagen Matratzen. Mit Bettlaken aus weißem Papier und mit warmen Decken, die sich wohlig anfühlten. Wussten unsere gütigen Helfer nicht, mit welchen Krankheiten wir möglicherweise behaftet waren? Jedenfalls lösten sie auch das Problem der medizinischen Versorgung recht gut.

Am darauffolgenden Tag wurden wir nach Nationalitäten getrennt. Dann kamen ärztliche Untersuchungen. Resultat: Ich hatte eine spasmische Stimmstörung, und man stellte Typhusviren in meinem Körper fest. Mit anderen Luxemburgerinnen wurde ich ins Krankenhaus gebracht, wo wir unter Quarantäne gesetzt wurden. Nachdem wir soweit wieder hergestellt waren und keine Ansteckungsgefahr mehr bestand, wurden wir entlassen und nach Vislanda (Smoland) gebracht. In Vesejö'r wurden wir in sehr schönen Villen untergebracht, wo wir 3 Monate bleiben durften. Das außergewöhnliche Feingefühl, mit dem wir während dieser Zeit behandelt wurden, ist mir in Erinnerung geblieben. Wir wurden sogar vielen Honoratioren der Stadt vorgestellt. Es war offensichtlich, dass die Leute alles Mögliche taten, um uns die schwere Zeit unserer Haft vergessen zu lassen. Meine größte Freude waren die unvergesslichen Bootsfahrten über die großen Seegebiete, die von stattlichen Tannen umstanden waren. Während Stunden genoss ich die Ruhe, die frische Luft und das klare Wasser, aus dem die Fische heraussprangen, um nach Insekten zu schnappen. Jeden Monat bekamen wir Taschengeld vom belgischen Konsulat, denn Schweden hatte zu diesem Zeitpunkt noch keinen diplomatischen Vertreter aus Luxemburg.

Vislanda, Schweden 1945

Unterdessen verwöhnte man uns mit schönen Kleidern, Schuhen, duftender Seife, Schokolade und anderen Leckereien. Die Schweden liebten es, viel Milch zu trinken: Oft sah man sie in Lokalen mit einem großen Glas Milch und dazu kräftig in einen Riegel Schokolade beißen. Ganz andere Bräuche als bei uns. Wir durften unsere Freizeit beliebig nutzen. Nur zu den Mahlzeiten mussten wir erscheinen. Was wir alles an Schmuck und anderen Gegenständen in den Geschäften sahen, war einfach unglaublich. Es dauerte nämlich noch viele Jahre, bevor man bei uns zu Hause all diese schönen Sachen in den Auslagen der Geschäfte bewundern konnte. Da Schweden ja vom Krieg verschont geblieben war, war es verständlich, dass sie uns, hauptsächlich was sanitäre Einrichtungen anbelangte, weit voraus waren. Über Radio hörten wir Nachrichten von unseren Familien. Ich vernahm auch meinen Namen und erfuhr auf diese Weise, dass bei uns zu Hause alles in Ordnung sei. Mich überkam beim Abhören dieser Meldungen eine unbeschreibliche Freude, so dass ich mich zurückzog, um meinen Tränen freien Lauf zu lassen. Es gab andere, die keine oder schlechte Nachrichten von ihren Angehörigen bekommen hatten und nach diesen Radiomeldungen haltlos weinten. Wir taten unser Bestes, um sie zu trösten. Dann kam der Tag an dem wir dieses schöne Land verlassen mussten. Ein Land, wo die Leute uns soviel Gutes getan hatten. Keiner kann sich vorstellen, wie uns zumute war, als wir diese wunderbaren Leute kennen gelernt hatten. Wir wurden nach Kopenhagen zurückgebracht. Bevor wir mit dem Flugzeug von dort weggebracht wurden, mussten wir noch auf die Ankunft der Belgierinnen warten. Unterdessen durften wir in Bussen die schöne Stadt besichtigen. Am 28. Juni, bevor wir in das Flugzeug stiegen, kam der Fahrer eines der Fahrzeuge mit einem Fotografen, der für eine Zeitung tätig war. Er machte Bilder, ohne dass wir mitbekamen, welche Motive er ausgewählt hatte. Umso erstaunlicher war es für mich, als man mir einige Tage später eine Zeitung vorlegte, auf derer ersten Seite ein großes Bild von mir war. Ich besitze dieses Bild noch heute. Wir erreichten die belgische Hauptstadt, wo wir ebenfalls mit Blumen empfangen wurden. Eine Nacht verbrachten wir in einem Aufnahmezentrum in Brüssel. Bevor wir uns an diesem Tag zur Ruhe begaben, machten wir noch einen kleinen Spaziergang durch Brüssel. Wir besuchten den „Boulevard de la Gare du Midi“ und den Nordbahnhof. Hier begegneten wir russischen Offizieren und Soldaten, die ebenfalls einen Stadtrundgang unternahmen. Um uns als Frauen der verschiedenen Nationen kenntlich zu machen, hatte man uns gebeten, die Bändchen mit unseren Nationalfarben an die Mäntel anzunähen. Die vielen Frauen erweckten die Neugier der Russen, die uns über die Bedeutung dieser unterschiedlichen Bändchen befragten, was wir ihnen dann zu erklären versuchten. Wir begegneten auch Amerikanern, Weißen und Schwarzen. Auch sie wollten diese Frauen sehen, die aus deutschen Konzentrationslagern gekommen waren.

Von Brüssel ging die Fahrt dann weiter mit der Eisenbahn. Die Eisenbahner hatten noch einen zusätzlichen Waggon angekuppelt, um uns alle aufnehmen zu können. Außerdem schmückten sie die Züge in den luxemburgischen und belgischen Nationalfarben. Als wir am Bahnhof in Arlon ankamen, wurden wir recht freundlich gebeten, die Waggons zu verlassen und uns zu versammeln. Wir wurden vom Bürgermeister und den Standespersonen der Stadt herzlich begrüßt. Der Bahnhofvorsteher hatte sogar veranlasst, dass uns Champagner serviert wurde. Auf einmal löste sich eine Frau aus der Menge, kam auf mich zu und nahm mich in die Arme, wobei sie mich schluchzend an sich drückte. Im Bahnhofsbereich hielt zur selben Zeit ein anderer Zug, der viele amerikanische Soldaten beförderte. Als diese aus ihrem Waggonfenster die Masse der Frauen sahen, die aus den Nazi-Camps kamen, riefen sie uns freudige Willkommensgrüße zu. Wir fuhren in Arlon ab und erreichten über Kleinbettingen unsere geliebte Heimat. In Kleinbettingen hatte man sogar einen Musikzug organisiert, der uns mit der „Heemecht" begrüßte. Auch hier gab es Blumen und Champagner. Einige Eisenbahner, die mit dem nächsten Zug nach Luxemburg fahren sollten, hoben mich auf ihre Schultern und trugen mich herum. Dies war kein zufälliger Gefühlsausbruch, denn ich kannte viele von ihnen. Einige Zeit bevor man mich verhaftete, war ich nämlich am Bahnhof in Ettelbrück dienstverpflichtet und hatte dort alle diese Eisenbahner kennengelernt. Eben diese gaben nun dem Telegrafisten in Kleinbettingen den Auftrag, ein Telegramm an den Bahnhof Ettelbrück abzusetzen, um meine Eltern von meiner Rückkehr zu benachrichtigen. Von Kleinbettingen aus ging es dann weiter nach Luxemburg. Hier am Bahnhof hatte sich eine kaum überschaubare Menschenmenge angesammelt. Kaum war der Zug in den Bahnhof eingefahren, als Fanfaren erklangen und Fahnen geschwenkt wurden. Freudenrufe erschallten. Wir wurden mit Blumen überhäuft. Die Verantwortlichen des „Centre d'accueil" und Stellvertreter der verschiedenen Organisationen waren gekommen, um uns zu begrüßen. Aber niemand von meiner Familie war anwesend. Ob zu Hause etwas passiert war? Was sollte vorgefallen sein? Dann hörte ich, dass um 13 Uhr, über Rundfunk die Nachricht ausgestrahlt worden war, dass die Heimkehrerinnen aus Schweden jeden Moment in Luxemburg eintreffen könnten. Da es von Schieren bis nach Luxemburg 28 Kilometer sind, war es für meine Angehörigen nicht möglich, rechtzeitig am Bahnhof in Luxemburg einzutreffen. Ich traf Leute aus den umliegenden Ortschaften, die in der Stadt Luxemburg arbeiteten. Viele eilten auf mich zu, um mich zu begrüßen. Einige hatten sogar die Ankündigung unserer Ankunft über Radio vernommen und daraufhin meine Eltern telefonisch benachrichtigt. Auch die Bahnhofmeldung aus Kleinbettingen hatte meine Eltern erreicht. Wir wurden dann vom Bahnhof zum „Centre d'accueil" gebracht, wo die Angehörigen später nach und nach eintrafen. Hier gab es viel Wiedersehensfreude, aber auch viele Enttäuschungen für diejenigen, die erfahren mussten, dass dieser oder jener ihrer Angehörigen nicht mehr zurückkehren würde. Die Großherzogin, in Begleitung ihrer beiden ältesten Töchter, war gekommen, um uns zu begrüßen. Ich kannte unsere Großherzogin, da ich ja nicht weit von Colmar-Berg entfernt wohnte. Ich hatte sie vor dem Krieg sehr oft gesehen, wenn ich mit meiner Mutter kleine Ausflüge nach Colmar-Berg machte. Großherzogin Charlotte war charmant und sehr liebenswürdig. Trotz ihrer hohen Stellung war sie eine Dame von unvorstellbarer Bescheidenheit. Durch den Besuch der Großherzogin waren wir derart aufgewühlt, dass wir sie für eine Erscheinung hielten. In den Herzen aller Luxemburger war die Großherzogin ein Symbol von Freiheit. Ganz gleich wo man während der deutschen Besatzung war, ob im Gefängnis oder im Konzentrationslager, man dachte jeden Tag an sie.

Meine Schwester, mein Bruder, Klassenkameradinnen und Nachbarn trafen allmählich ein. Meine Tante und mein Onkel, bei denen ich bis zu meinem 6. Lebensjahr aufgewachsen war, kamen ebenfalls hinzu. Es war wunderbar, sie wiederzusehen, sie in die Arme zu schließen und Neuigkeiten von zu Hause zu erfahren. Die letzte Fahrt führte dann nach Hause. Meine Mutter und meinen Vater wiederzusehen, die mich mit Ungeduld erwarteten, erfüllte mich mit einer

unbeschreiblichen Freude. Sie waren nicht imstande zu sprechen. Vater weinte wie ein Kind und wollte mich nicht mehr loslassen. Auch Mutter war überglücklich. Dann kamen Nachbarn und Schulkinder, mit kleinen rot-weiß-blauen Fähnchen und Blumen, eine schöner als die andere. Meine Mutter sagte mir, dass sie das Geschäft aufgegeben hätten. Trotzdem seien sie hierher gekommen, um mich an jenem Ort zu empfangen, wo ich meine Kindheit verbracht und bis zu meiner Verhaftung gewohnt hatte. Sie hatten angeblich Angst, dass ich mich in einer neuen Wohnung nicht sofort wohl fühlen würde und betrübt sein könnte. Dann erfuhr ich, dass mein Bruder verheiratet war, bereits einen kleinen Jungen hatte und auch das Geschäft übernommen hatte. All diese Veränderungen haben mich nicht einen Augenblick gestört, wusste ich doch, dass während meiner Abwesenheit die Welt nicht stehen geblieben war. Ich war jedoch zutiefst bekümmert, als ich erfuhr, dass mein Schwager[2] in Russland gefallen war. Er war so ein netter Kerl, mit dem wir uns sehr gut verstanden. Er war immer gut aufgelegt und hatte eine wunderbare Stimme. Da auch meine Stimme nicht schlecht war, hatten wir oft zusammen gesungen. Selbst Kunden, die den Laden besuchten, waren von unseren Liedern angenehm berührt.

Trotz aller Freude, endlich zu Hause zu sein, war ich untröstlich, weil Marie-Louise[3] tot war und mein Cousin in Hinzert[4] erschossen worden war. Vom Ehemann von Marie-Louise[5] gab es noch keine Nachricht. Ich sah sie noch vor mir in Allendorf, während Stunden auf den Knien betend, dass ihr Ehemann dem Tod entrinnen möge. Er kam wieder nach Hause, und ich hatte die traurige Mission ihm, von Marie-Louises Tode zu berichten. Er lebte noch 3 Jahre und starb dann an den Folgen des Konzentrationslagers. Bevor ich schließe, möchte ich noch einige Worte hinzufügen. Ich gehöre nicht zu denjenigen, die ständig in die Kirche laufen, aber während der ganzen Zeit meiner Haft war es das Gebet, das mir den größten Trost bot. Darüber hinaus habe ich immer wieder festgestellt, dass ich in Momenten drohender Gefahr von meinem Bruder träumte, den ich dermaßen lieb gewonnen hatte. Leider verstarb er im Alter von 20 Jahren. In meinen Träumen sprach er zu mir, und ich hatte plötzlich keine Angst mehr. Weiterhin wird mir aus meiner Haftzeit wohl immer in Erinnerung bleiben, wie gut wir uns, ungeachtet unserer Nationalität und unseres Standes, verstanden haben und wie wir unter schlimmsten Bedingungen zusammenhielten. Ohne diese Gemeinsamkeit wäre es kaum möglich gewesen, jene unheilvolle Zeit zu überstehen. Die Narben, die das Konzentrationslager hinterlassen hat, werden wir nie vergessen. Es ist wie ein verborgener Schatz, den niemand uns nehmen kann. Wir haben diese Erinnerungen nur für uns allein.

Ich spreche nicht gerne über diese schlimme Zeit, denn niemand der nicht all diese Schmähungen und Torturen am eigenen Leib erfahren hat, kann uns glauben, sondern würde sogar noch dazu neigen, uns Übertreibung zu unterstellen. Man spricht so viel von anderen Konzentrationslagern, wie Auschwitz und Dachau, und von den vier Millionen Juden, die dort umgekommen sind, obschon ich selbst von noch größeren Opferzahlen ausgehe. Von Ravensbrück wird viel weniger gesprochen, was wahrscheinlich daher kommt, dass die Russen dieses Gebiet eroberten. Dann muss man wissen, dass das Konzentrationslager Ravensbrück in erster Linie für deutsche Frauen bestimmt war, die dem Naziregime trotzten. Zwischen 1940 und 1945 schickten die deutschen Eroberer Tausende von Frauen der verschiedensten Nationalitäten ins KZ Ravensbrück. 150.000 Frauen waren dort registriert. Von diesen wurden 92.000 ermordet. Die Gaskammern standen niemals still und auch die Krematorien liefen Tag und Nacht. Zu meiner Zeit waren in Ravensbrück ebenfalls deutsche Frauen und auch Jüdinnen, aber man machte keinen Unterschied zwischen ihnen und uns, alle hatten in gleichem Maß zu leiden.

Henriette Lutgen heiratet
am 15.09.1947 Socquet André

Wenn ich zuweilen vom Himmel höre, vom Fegefeuer oder von der Hölle, dann bin ich überzeugt, dass nach allem, was ich gesehen und erlebt habe, die Hölle nicht schlimmer sein kann. Ich denke an diejenigen, die länger in Gefangenschaft waren als ich selbst, die länger gelitten haben. Ich kann nur sagen, dass ein Mensch, der ein solches Lager nur einen Tag lang erlebt hat, diese Hölle nie vergessen kann. Denken wir daran, dass ein Tag 24 Stunden hat und eine Stunde 60 Minuten. Jede Minute entschied über Peinigungen, Tod oder Leben und bei jeder Auswahl musste man wieder um sein Leben fürchten. Wir waren alle Todeskandidatinnen, auch wenn wir das Glück hatten, davonzukommen. Ich blieb traumatisiert vom Erlebten, die Angst holt mich immer wieder ein. Ich habe die schlimmsten Albträume. Ich hatte schon des Öfteren unter einer Depression zu leiden. Ich konsultierte Ärzte und Psychologen. Die Antwort war immer die gleiche: „ Nervöses Trauma“.

Ich kann mich kontrollieren, mein Schreien unterdrücken. Wenn ich schlaflos daliege, verspüre ich überall Schmerzen.

Seit 25 Jahren bin ich nun beim gleichen Arzt, nachdem ich so viele andere aufgesucht habe Er war der einzige, dem ich alles erzählen konnte, was mich bedrückte und der mir zuhörte, mich verstand und jedes Mal versucht meine Moral zu heben. Genügend Leute behaupten bereits, ich sei eine eingebildete Kranke. Doch Gott verzeihe ihnen. Oft musste ich hören, dass es an der Zeit wäre, dieses Blatt umzudrehen, denn es sei ja schon so lange her. Für mich ist diese Seite zu schwer, um sie umzudrehen.
Sollte es mir gegeben sein, eines Tages ein Buch zu schreiben, so würde ich den Titel wählen:

La page trop lourde à tourner

Die Überlebensdauer nach unserer Rückkehr aus Ravensbrück war in der Regel 10 Jahre. Die Kranken, die nach unserer Befreiung zurückblieben, sind alle gestorben. Von den 80 Befreiten sind 25 innerhalb des nächsten Jahres gestorben. Ich muss allerdings sagen, dass ich keinen Hass gegen die Deutschen empfinde, selbst nicht, als sie behaupteten, dass sie nicht wussten, was in den Konzentrationslagern passierte, dass sie nur den Befehlen gehorchten. Nach dem Krieg war ich ein einziges Mal in Allendorf. Ich musste mir anhören, dass keiner für Hitler gestimmt hatte, obschon er 99 von 100 Stimmen hatte. Ich

denke an den höheren Offizier, der mich fragte, weshalb man uns herausgelassen hatte? Er hat es jedenfalls gewusst. Und wenn behauptet wird, Krematorien hätte es nie gegeben, dann muss man sich die berechtigte Frage stellen, was aus den 4 Millionen Juden und den 5-6 Millionen Opfern anderer Nationalitäten geworden ist. Was es einbrachte, die Asche und Knochen der Toten als Düngemittel zu verkaufen.
Ich denke immer an die SS-Frauen und SS-Männer mit ihren scharfen Schäferhunden und an die Kapos, die schlimmer waren als die SS. Ich bekam ganz sicher ebenso viele Hiebe von den Kapos als von der SS und das immer für ein Stückchen Brot. Die meisten der Inhaftierten hatten den Schädel glatt rasiert, was besonders schlimm in der Kälte und bei Regen war. Diese sinnlosen Appelle, bei denen man uns immer aus den Blocks nach draußen schickte, wo wir dann oft stundenlang verharren mussten. Und dann diese Unglücklichen, die in der Reihe zusammenbrachen und dann so schlimm geschlagen wurden, dass sie starben.
Ich muss immer noch an Marie-Louise denken, sie war ein liebenswürdiger Mensch. Trotzdem konnte sie ihren Hass gegenüber den SS nicht verstecken. Eines Tages, als sie ihre Arbeit nicht schnell genug ausführte, wurde sie von einer SS geschlagen. Sie konnte ihre Wut nicht zügeln und sie schlug zurück. Sobald diese sich von ihr befreien konnte, rief sie durch Pfeifsignale um Verstärkung. SS mit Hunden eilten heran und sie bekam derart schwere Schläge, dass ihre Nieren geschädigt wurden. Man brachte sie anschließend nach Ravensbrück zurück, wo sie vergast wurde und ins Krematorium kam. Dies geschah 2 Tage vor unserer Befreiung. Ich denke jeden Tag an sie, bete für sie und träume von ihr.

Luxemburg Während des letzten Weltkrieges wurden viele Luxemburger unter dem Naziregime in Konzentrationslager verschleppt oder als politische Gefangene in deutsche Gefängnisse eingesperrt. Nach der Befreiung wurde die „Amicale des concentrationnaires et prisonniers politiques" gegründet. Unter der Leitung von Lily Unden fanden sich kürzlich 55 ehemalige Gefangene zu einem gemeinsamen Essen im Hotel Sheraton ein. Stelldichein war am Bahnhof Luxemburg. Danach wurde ein Blumengebinde am Hinzerter Kreuz niedergelegt. Eine Gedenkmesse für alle verstorbenen Kameraden wurde in der Pfarrkirche von Limpertsberg zelebriert. Mit einem Bus fuhr man anschließend ins Sheraton-Hotel, wo das Mittagessen aufgetragen wurde. Es folgte die Generalversammlung mit freier Aussprache. Eingeladen waren außerdem die Vertreter der Union, der UPAFIL und der „Anciens combattants". (Photo: Batty Koffer)

[1] *KZ Watenstedt/Leinde: Wurde ab Mitte Mai 1944, ausgehend von bestehenden Lagerkomplexen an der Reichsstraße 248, gegenüber des Dorfes Leinde(Ortsteil von Wolfenbüttel, Niedersachsen) als KZ-Außenlager eröffnet. Ab Juli 1944 kamen erste weibliche Häftlinge aus dem KZ Ravensbrück nach Watenstedt. Die Häftlinge arbeiteten in den nahegelegenen Stahlwerken Braunschweig, in denen Geschoss-und Abwehrmunition hergestellt wurden. Am 7. April 1945 wurden das Lager geräumt und die Häftlinge wurden nach Ravensbrück gebracht. Quelle: KZ Watenstedt/Leinde: http://www.gedenkstaette-salzgitter.de/orte/kz-watenstedtleinde/, 16.07.2016*

[2] *Es handelt sich um Grethen Théo, geboren in Dommeldingen, verheiratet mit der Madeleine Lutgen, der Schwester von Henriette.*

[3] *Frantzen Marie-Louise, starb im Konzentrationslager Ravensbrück. Sie war mit Lutgen Nicolas aus Clerf verheiratet.*

[4] *Hier handelte es sich um Norbert Hirtziger, geboren in Diekirch am 31.5.1925.*
Er wurde nicht in Hinzert erschossen, sondern kam im Konzentrationslager Dachau zu Tode.

[5] *Lutgen Nicolas aus Clerf wurde am 22. Juli 1944 verhaftet und im Grundgefängnis in Luxemburg inhaftiert. Seine nächste Station war das Gefängnis Trier, danach war er bis zu seiner Befreiung im Zuchthaus Untermaasfeld interniert.*

Gegenwärtiger Bericht, von Henriette Lutgen, in französischer Sprache niedergeschrieben, wurde dem G.R.E.G von Familienangehörigen zur Verfügung gestellt und wortgetreu übersetzt.

Paul Heinrich

Das Konzentrationslager Ravensbrück

90 Kilometer nördlich von Berlin ließ die SS das größte Konzentrationslager für Frauen auf deutschem Gebiet errichten. Es war ein Häftlingskommando aus dem KZ Sachsenhausen, welches im Jahre 1939 mit dem Bau des Konzentrationslagers Ravensbrück begann. Mit der Verlegung von 867 weiblichen Häftlingen aus dem Frauen-KZ Lichtenburg begann die sechsjährige Dauer des Konzentrationslagers Ravensbrück. Umgeben war das ganze Areal von einer 4 Meter hohen Mauer, auf der ein Stacheldrahtstreifen mit Starkstrom installiert war.
Zum Lagerkomplex gehörte ebenfalls ein Männerlager, das im Monat April 1942 eröffnet wurde. In einer ersten Phase wurden dort männliche Häftlinge untergebracht, die als Arbeitskräfte für Handwerksbetriebe dienten, solange der Ausbau des Konzentrationslagers nicht fertig gestellt war. Im Juni 1942 wurden außerdem 2 Baracken hinzugefügt, als Jugendschutzlager „Uckermark“. Hier wurden weibliche Jugendliche im Alter zwischen 14 und 18 Jahren untergebracht.
Zwischen 1939 und 1945 befanden sich dort zirka 130.000 Frauen, 20.000 Männer und zirka 880 Kinder. Davon waren 161 Luxemburgerinnen.
Die Zahl der Toten variiert zwischen 30.000 und 40.000. Ihrer 33 waren Luxemburgerinnen.
Die Häftlinge wurden auf grausame Art und Weise schikaniert. Hinzu kamen unzulängliche Ernährung, katastrophale hygienische Bedingungen, schwere und schwerste Arbeit, Krankheiten, Epidemien, grausame medizinische Experimente, willkürliche Tötungen, durch Erschlagen, Erschießen und Vergasung.
Als das Lager im April 1945 von Sowjetsoldaten befreit wurde, fanden sie noch etwa 3000 kranke Häftlinge vor. Auf so genannten Todesmärschen in andere Lager kamen noch mehrere Tausend um.
Erster Kommandant des Lagers war Max Koegel -1939-August 1942-, dann folgte
Fritz Suhren – Aug. 1942 bis zur Auflösung des Lagers-.
Arbeitseinsatzleiter war Hans Pflaum, dem sadistische Praktiken angelastet wurden.
Dem Lagerkommandanten beigeordnet war die Oberaufseherin Johanna Langefeld. Vor einem französischen Militärtribunal in Rastatt wurden im Jahre 1949 Lagerführer Suhren und Arbeitseinsatzleiter Pflaum zum Tode verurteilt und hingerichtet. Die gefürchteste und für ihre Brutalität bekannte Aufseherin Dorothea Binz wurde im Hamburger Prozess zum Tode verurteilt.
Quelle: Frauen im KZ Ravensbrück Ex Impressionen, Polyprint, Februar 2008

Graf Folke Bernadotte

Der Mord durch Schüsse aus einer Maschinenpistole von Graf Bernadotte in seiner Limousine, mit den Fahnen des Roten Internationalen Roten Kreuzes und der ONU, durch einen Terroristen der Gruppe Stern hat Entsetzen in der gesamten zivilisierten Welt ausgelöst. In seiner Eigenschaft als Vermittler, Unterhändler und Schiedsrichter der Vereinten Nationen in Palestina, vertrat Graf Bernadotte die internationalen Gesetze. Seine Person war zum Symbol geworden. Ihn durch Kugeln zu treffen hat der Täter das Symbol der Vereinten Nationen, diese Internationale Institution getroffen, welche den Schutz des internationalen Rechts garantiert. Die Zivilisierte Welt stellt mit Bedauern fest, dass mit dem Tod von Graf Bernadotte bereits 6 Personen, welche durch die Vereinten Nationen nach Palästina entsandt worden waren, dort getötet wurden.

Tief in seinem Innern verkörperte G.B. den Geist des Menschen, dessen Ziel während seines ganzen Daseins darin bestand, der Menschheid zu dienen.

Geboren am 2. Januar 1895, war Graf Bernadotte der Neffe von König Gustav von Schweden. Nach dem Tod seines Onkels Karl Charles übernahm er den Vorsitz des Internationalen Roten Kreuzes, dessen Gründer der Menschenfreund Henri Dunant war, der im Kriegsfall als Aufgabe hat, den Schutz der Zivilbevölkerung, den Respekt der Kriegsgefangenen den kriegsführenden Parteien aufzuerlegen.

Unglücklicherweise hat Hitler diese Regeln missachtet. Ungeachtet dessen gelang es Graf Bernadotte nach Überwindung vieler Schwierigkeiten im Jahre 1945 skandinavische Internierte aus Konzentrationslagern, im Norden Deutschlands zu repatriieren. Durch seine Fürsprache konnte er Franzosen, Belgier, Holländer und Luxemburger aus den Lagern befreien und nach Schweden bringen, wo sie fürsorglich behandelt wurden. Im Jahre 1945 führte er persönlich den Zug von befreiten KZ-Häftlingen durch das Kriegsgebiet. Während seiner Mission als Vermittler in Palästina, fuhr er ungeachtet ernster Drohungen nach Jerusalem, wo er dann einem Attentat zum Opfer fiel. Rappel No 3 September 1948

„Ich heiße Mergen Jean, und wurde am 5. Mai 1924 in Mertzig geboren:

Mergen Jean, 2016

Über meine Jugendzeit, die Einberufung in den deutschen Arbeitsdienst und in die Wehrmacht, weiß ich folgendes zu berichten:
Wir waren zu Hause eine kinderreiche Familie. Ich hatte nämlich 9 Geschwister. Nachdem ich die Primärschule in Mertzig etwa bis 1938 besucht hatte, ging ich beim Mertziger Schneidermeister Bert Urhausen in die Lehre. Nachdem die Deutschen Luxemburg am 10. Mai 1940, freitags vor Pfingsten, besetzt hatten, wurde für Handwerkerlehrlinge eine Berufsschule eingeführt. So musste ich einmal pro Woche nach Diekirch, um an den dort abgehaltenen Kursen teilzunehmen.

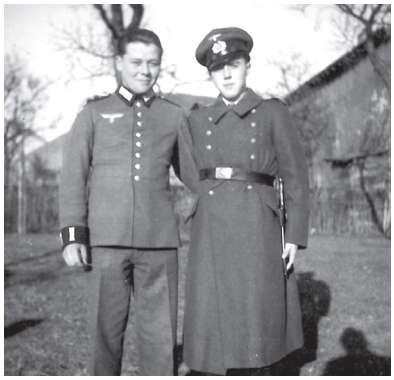
Als dann die Wehrpflicht am 30. August 1942 verkündet wurde, war ich 18 Jahre alt. Da laut erster Verordnung des Gauleiters, die Jahrgänge 1920 bis 1924 von der Wehrpflicht betroffen waren, wusste ich, dass dieses bittere Los auch mich betreffen würde. Zwar war ich nicht bei den Ersten, doch mir war klar, dass ich ebenfalls dabei sein würde. Als die Nachricht mich und meine Freunde erreichte, hielten wir uns in der Gastwirtschaft meines Arbeitgebers, dem Café Urhausen, auf. Unsere erste Reaktion war Fassungslosigkeit, dann Empörung und Zorn. Was sollte das alles bedeuten? Unsere gute Stimmung war mit einem Male verflogen, da wir alle ahnten, dass diese Verordnung für uns nichts Gutes bedeuten könnte. Noch Wochen vorher hatte der Gauleiter in einer Rede über das Gerücht „Wehrpflicht für Luxemburger“ verächtlich getönt: wenn Deutschland auf die Luxemburger angewiesen sei, dann wäre der Krieg für sie sowieso verloren.

Im Februar 1943 sollte ich dann zum Arbeitsdienst. Da zu diesem Zeitpunkt eine schlimme Erkältung mich erwischt hatte, war Dr. Meiers aus Ettelbrück zu mir gerufen worden. Der Arzt hatte mich krank geschrieben, so dass ich von der ersten Einberufung zurückgestellt werden konnte. Mir wurde Ausstand bis zum Monat Juni gewährt.

Dr. Jos Meiers

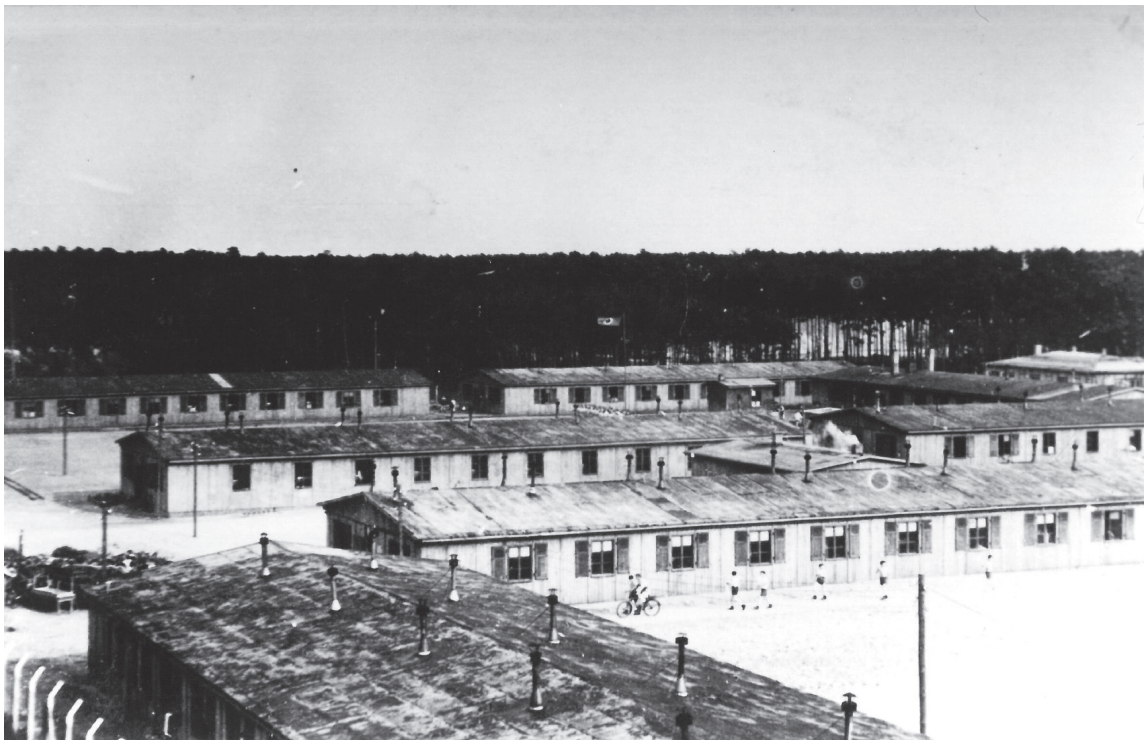
Dann im Monat Juni war es soweit. Mit einer ganzen Gruppe angehender Lehrer, die aus der Normalschule in Ettelbrück kamen, ging es nach Luxemburg. Soweit ich mich erinnere, waren wir mehrere Hundert, die an diesem Tage ins „Reich“ befördert wurden. Bereits als wir uns im Autobus von Grosbous nach Ettelbrück befanden, herrschte eine bedrückte Stimmung, die ich dadurch etwas auflockerte, dass ich auf meiner Mundharmonika spielte. Kollegen fanden es sonderbar, dass ich noch guten Mutes war, angesichts der ungewissen Zukunft der wir entgegenfuhren. Ich dagegen war der Ansicht, dass es ja schlussendlich wenig Sinn hätte, Trübsal aufkommen zu lassen, da wir an unserer Situation sowieso nichts zu ändern vermochten. Insofern unterschied sich meine Einstellung

eben von der vieler anderer. Aus einer kinderreichen Familie kommend, war mir während meiner Jugend nichts geschenkt worden. Weder zu Hause, noch an meiner Arbeitsstelle hatte man mich verwöhnt. Von Jugend auf hieß es nur arbeiten. Selbst die schmutzigsten Arbeiten war ich gewohnt. Das Leben, das uns im Arbeitsdienst erwartete konnte nicht schlimmer sein, als das Dasein, das ich bis jetzt geführt hatte.



v.l. Nic Schroeder u. Jean Mergen

Nach längerer Eisenbahnfahrt kamen wir in den Abendstunden in Bromberg an. Bromberg, eine polnische Großstadt, nahe an der Weichsel, gehörte nach dem Polenfeldzug zum Generalgouvernement und stand ab diesem Zeitpunkt unter deutscher Verwaltung. Vom Bahnhof aus ging es stundenlang zu Fuß durch einen Wald, bis wir in den Abendstunden das RAD-Lager Brahnau erreichten. Ich war ziemlich geschafft, denn ich besaß lediglich einen alten, ziemlich großen Pappkoffer, an dem der Handgriff fehlte. Ich war somit gezwungen, den Koffer auf der Schulter zu tragen. Hierdurch wurde der Fußweg für mich besonders beschwerlich, und ich hoffte insgeheim, dass dieser Weg schon bald zu Ende sein würde. Das Lager, in dem wir schlussendlich ankamen, bestand aus Holzbaracken, von scheinbar unfassbarer Zahl. Bereits kurz nach unserer Ankunft wurden wir auf die einzelnen Buden verteilt. 20 Mann teilten sich jeweils eine Unterkunft. Am darauffolgenden Tag hieß es Ankleiden. Wir bekamen die übliche Arbeitsdienstuniform, selbstverständlich mit blitzblankem Spaten. Im RAD ersetzte der Spaten das Gewehr und wurde genau so behandelt und gepflegt. Für mich gab es allerdings das erste größere Problem: Man hatte keine Schuhe in meiner Größe. Auf Schuhgröße 39 war man nicht eingestellt. Doch der Kleiderbulle hatte damit kein Problem. Ohne mit der Wimper zu zucken, warf er mir einfach Schuhe der Größe 40 hin, für mich selbstverständlich viel zu groß. Ich schwamm regelrecht in den Schuhen und nicht einmal zwei übereinander gestülpte Socken konnten Abhilfe schaffen.



Das RAD-Lager Brahnau

Bereits am darauffolgenden Tag begann der Drill. Übungen mit dem Spaten standen auf dem Lehrplan. Meine viel zu großen Schuhe bereiteten mir von Anfang an Schwierigkeiten. Erste Blasen begannen sich zu bilden. Doch dann kam für mich die Erlösung: Vier Arbeitsmänner wurden für die Schneiderei gesucht. Ich musste mich nicht einmal melden. Meine Kameraden schoben mich einfach nach vorn. Man brauchte vier und es standen auch nur vier zur Verfügung. Wir wurden alle in die Schneiderei abkommandiert. Ich war der einzige Luxemburger. Hier hatte ein älterer Vormann das Sagen, dessen Gradbezeichnung ich nicht kannte. Er trug jedoch die im Arbeitsdienst übliche Uniform. Obschon er uns an und für sich nicht besonders schikanierte, schrie er dauernd herum. „Sie Heupferd“, war ein beliebter Ausdruck, den er unzählige Male anwandte. In der Schneiderei waren wir lediglich mit Flickarbeiten beschäftigt. Neue Uniformteile wurden nicht angefertigt. Wir hatten hauptsächlich kaputte Hosen zu reparieren. Besonders die Knieteile waren auszubessern, da diese durch Robben (Kriechen in Bauchlage) besonders in Mitleidenschaft gezogen wurden. Während der Zeit, wo wir in der Schneiderei beschäftigt waren, ging es uns verhältnismäßig besser als den übrigen Kameraden. Wir waren von Exerzierübungen und anderen anfallenden Arbeiten, wie zum Beispiel Bäume fällen, weitgehend befreit.

Dr. Nicolas Huberty

Sport mussten wir allerdings mitmachen. Hier passierte mir dann ein Missgeschick, das hauptsächlich auf meine zu großen Schuhe zurückzuführen war. Beim Überspringen eines Hindernisses prallte ich mit den Füßen gegen die Schuhe meines Vordermannes, da dieser nicht schnell genug über das Hindernis hinwegkam. Eine üble Fußverstauchung war für mich die Folge. Da es sich um eine ziemlich ernste Verstauchung handelte, musste ich in die Sanitätsbaracke. Dort blieb ich drei Wochen. Als ich entlassen wurde, kam ich nicht mehr in die Schneiderei, sondern musste den allgemeinen Dienst mitmachen. Jedoch nicht allzu lange, denn nach 3 Monaten war der Arbeitsdienst zu Ende, und wir durften nach Hause. Nur wenige Tage später lag der Stellungsbefehl zur Wehrmacht vor. Da meine Fußverstauchung jedoch noch nicht vollständig ausgeheilt war, versuchte ich alles Mögliche, um die Verletzung nicht zu schnell abklingen zu lassen, sondern diese eher noch zu verschlimmern. Ich tobte mit meinen Brüdern im Wald herum, sprang über umgefallene Bäume und über Äste. Die Verletzung verschlechterte sich zwar nicht, doch war der Fuß noch immer stark angeschwollen. Bevor ich dem Stellungsbefehl Folge leistete, wurde Dr. Huberty aus Ettelbrück wegen meiner Fußverletzung zu Rate gezogen. Nachdem ich dem Arzt meinen Fall geschildert hatte, war diesem sofort klar, dass es mein Wunsch war, mich vor dem Stellungsbefehl zu drücken. Er untersuchte meinen Fuß und meldete mich für einige Zeit krank. Den Stellungsbefehl schickte ich mit einem entsprechenden Vermerk, unter Beifügung des ärztlichen Attests, zurück. Ich wurde daraufhin nach Luxemburg gerufen, wo sich eine Wehrmachtssanitätsstelle im Konvikt befand. Ein junger Arzt untersuchte meinen Fuß, um mich abschließend mit den Worten „das nächste Mal“ zu verabschieden. Obschon dieser Arzt nicht deutlicher wurde, wusste ich schon was gemeint war. Seine drei Worte bedeuteten nicht mehr und nicht weniger, als dass ich das nächste Mal mit der Einberufung zu rechnen hätte. Mit dem kranken Fuß konnte ich mithin keinen weiteren Aufschub des Einberufungsdatums erreichen. Somit musste ich mir etwas anderes einfallen lassen. Da es inzwischen Oktober oder November geworden war, schien mir eine Erkältung der einzig plausible Grund, um eine weitere Verzögerung zu erreichen. Obwohl es draußen bereits empfindlich kalt war, ging ich trotzdem leicht bekleidet umher. Auf diese Weise

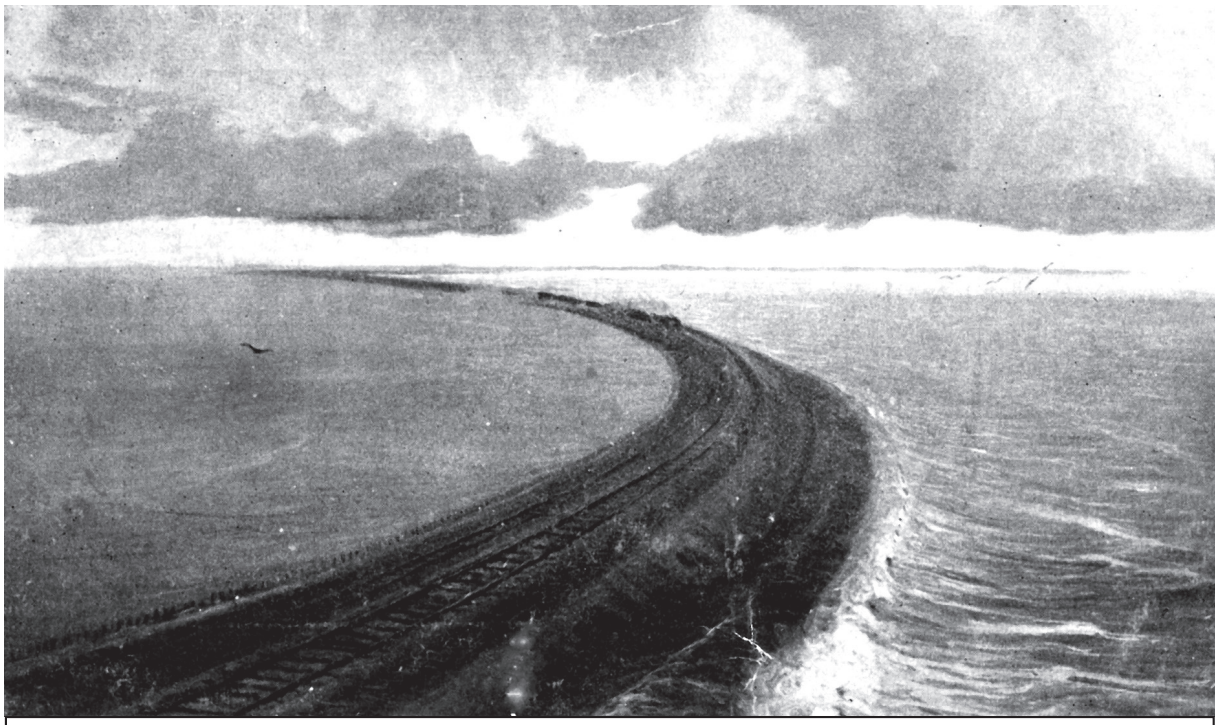
kam es, wie es kommen musste: Am Tag der Einberufung war ich stark erkältet. Auch diesmal musste Dr. Huberty herhalten, um mir ein entsprechendes Attest auszustellen. Nachdem der Arzt mir eine starke Erkältung bescheinigt hatte, meinte er, es wäre in diesem Falle angebracht, die für Erkrankungen zuständige deutsche Wehrmachtsdienststelle in der Stadt Luxemburg zu verständigen. Dr. Huberty wollte das sofort erledigen. Da wir zum damaligen Zeitpunkt kein Haustelefon besaßen, musste er sich in die Dorfkabine begeben, von wo aus er diesen Anruf ausführte. Wenig später kam er zurück, und brachte uns zur Kenntnis, dass ein gewisser Dr. Luttermann für Fälle von Krankmeldungen, die in Zusammenhang mit einer Einberufung standen, zuständig sei. Genannter Arzt habe seine Erklärung zwar akzeptiert, doch gleichzeitig mitgeteilt, dass ich am darauffolgenden Tag zu Hause mit einer amtlichen Kontrolle zu rechnen hätte. Dieser Mitteilung zufolge war die Aufregung bei uns zu Hause natürlich groß. Besonders meine Mutter war sehr unruhig, so dass sie bereits mit dem Schlimmsten rechnete. Ich selbst befand mich natürlich ebenfalls in einer üblen Gemütsverfassung. Was, wenn meinen Eltern und Geschwistern, durch meine Schuld etwas passieren würde? Konnte ich eventuelle Sanktionen gegenüber meiner Familie verantworten? Im Stillen machte ich mir bereits die schlimmsten Vorwürfe. Mit Bangen erwarteten wir den nächsten Tag. Wie sollte die angekündigte Kontrolle verlaufen? Mir schwante Übles. Doch unsere Angst war unbegründet. Die angekündigte Kontrolle blieb aus, sowohl an diesem Tag, als auch zu einem späteren Zeitpunkt. Hatte man mich vergessen, oder diente die Ankündigung einer Kontrolle nur dazu, uns in Angst zu versetzen? Anstatt einer Kontrolle, kam der nächste Stellungsbefehl. Diesmal für Januar 1944.

Nun war ich entschlossen, dem Befehl Folge zu leisten. Desertieren kam für mich grundsätzlich nicht in Frage. Zum einen wäre meine Familie dann möglicherweise umgesiedelt worden, was für sie unabsehbare Folgen gehabt hätte. Eine solche Verantwortung wollte und konnte ich nicht auf mich nehmen.

Hinzu kam, dass ich mir nicht vorstellen konnte, in einem Versteck auszuharren und tage-, vielleicht sogar monatelang nicht ans Tageslicht zu dürfen. Ich fühlte mich einer solchen Situation nicht gewachsen. Für mich eine Horrorvorstellung. Ich zog es demgemäß vor, dem Stellungsbefehl Folge zu leisten. Oft habe ich meine versteckten Kameraden bedauert, die in irgendeinem Unterschlupf saßen und ständig auf der Hut vor einer Entdeckung sein mussten. Unter den gegebenen Umständen zog ich es daher vor, mich an dem auf dem Stellungsbefehl vermerkten Datum zu stellen. Kurz bevor ich eingezogen wurde, traf ich in der Ortschaft den Vater meines Schulkollegen Josy Scholtes. Dieser sagte mir, er habe Nachricht erhalten, dass sein Sohn als vermisst gemeldet worden wäre. Josy war nicht nur vermisst sondern, wie sich später herausstellen sollte, war er im Raum Odessa, auf der Krim, gefallen.

Dorfstraße Mertzig

Als ich an der Bushaltestelle beim Hotel Schammel eintraf, standen dort zwei Gendarmen der Brigade Grosbous. Diese hatten den Befehl, auf mich zu warten, um mich dann umgehend nach der Stadt Luxemburg zu bringen. Ich wurde von den beiden Gendarmen mit ihrem Dienstfahrzeug nach Luxemburg gebracht und in der Aldringerstraße beim Wehrbezirk abgeliefert. Ich war dort jedoch nicht der einzige Einberufene, denn außer mir hatten sich noch etwa ein Dutzend angehender Lehrer dort eingefunden. Ihnen hatte man bis zur Beendigung ihres Studiums Ausstand gewährt. Wenig später kam ein etwas korpulenter Uniformträger aus einem Büro, und er verkündete uns, dass wir alle zur Marine kämen. Unser Bestimmungsort sei Holland oder die Insel Sylt. Ein Mann in Matrosenuniform kam dann hinzu. Dieser forderte uns auf, unsere Koffer aufzunehmen und ihm zu folgen. Er begleitete uns bis zum Hauptbahnhof, wo er mit uns den Zug nach Trier bestieg. Zum Mittagessen führte er uns in eine Trierer Kaserne. Dann verkündete er, wir müssten einen um 19 Uhr eintreffenden Zug abwarten. Dieser Zug würde Elsässer befördern, mit denen wir gemeinsam die Weiterfahrt nach unserem Bestimmungsort antreten würden. Da wir nun noch den ganzen Nachmittag zur Verfügung hatten, machte unser Begleiter den Vorschlag, eine Kinovorstellung zu besuchen.



Hindenburgdamm

Selbstverständlich waren wir sofort einverstanden. In der Tat waren wir um 19 Uhr am Trierer Bahnhof, wo der Zug aus Frankreich auch mehr oder weniger pünktlich eintraf. Wir nahmen in diesem Zug Platz und fuhren gemeinsam mit unseren elsässischen Schicksalsgenossen bis nach Schleswig. Von dort ging es über den Hindenburgdamm nach der nordfriesischen Insel Sylt. Wir kamen zur Marine-Artillerie. Unsere Uniform, die wir bereits am anderen Tag bekamen, war jedoch keine Matrosenuniform aber auch nicht die Standartuniform der Wehrmacht. Sie bestand eher aus khakifarbenem Stoff, ähnlich wie sie bei der luxemburgischen Nachkriegsarmee getragen wurde. Die deutsche Marine bestand ja nicht nur aus Schiffs- oder U-Boot-Besatzungen, sondern es gab auch Marine-Artillerie, Marine-Flak u.a. An unserem Standort Sylt waren wir nicht in Steinbauten, sondern in Holzbaracken untergebracht. Die Ausbildung war ziemlich hart, da diese hauptsächlich in den Dünen stattfand. Zum Glück fiel die Ausbildung in den Winter. Im Sommer wäre es schon eine schweißtreibende Angelegenheit gewesen. Noch während der Ausbildung erreichte mich ein Telegramm mit der schlimmen Nachricht, dass

meine Schwester Anna zu Hause verstorben sei. Mir wurde daraufhin ein 3-tägiger Kurzurlaub bewilligt, um am Begräbnis teilnehmen zu können. Als ich am Bahnhof in Luxemburg ankam, trat plötzlich ein deutscher Offizier an mich heran. Nachdem ich mich vorschriftsmäßig bei ihm gemeldet hatte, blieb er vor mir stehen. Er musterte mich von oben bis unten, und fragte mich dann, welche Uniform ich denn da trage. Eine solche kenne er nicht. Vermutlich dachte er, ich sei ein aus deutscher Gefangenschaft geflohener Franzose oder ein Engländer. Als ich ihm jedoch erklärte, ich würde die Uniform der Marine-Artillerie tragen, glaubte er mir zwar, doch es war offensichtlich, dass er diese Uniform in der Tat nicht kannte.

Standort Sylt

Während wir uns noch in der Bahnhofshalle unterhielten, gab es plötzlich Fliegeralarm. Wie die Vorschrift es verlangte, mussten wir uns so schnell wie möglich in einen Luftschutzbunker begeben. Der nächste Unterstand war jedoch ein gutes Stück vom Bahnhof entfernt, und zwar befand dieser sich in einem Teil der Kasematten, in der Nähe des Stadtteils Verlorenkost. Der Offizier war noch immer in meiner Begleitung. Ich erzählte ihm, dass ich als Luxemburger in die deutsche Wehrmacht gezwungen worden wäre und dass ich zurzeit einen dreitägigen Urlaub hätte, um am Begräbnis meiner Schwester teilnehmen zu können. Nach meinen Ausführungen zeigte sich der Offizier sehr entrüstet, und gab mir zu verstehen, dass mein Vorgesetzter, der mir diesen Urlaubsschein ausgestellt hätte, ein Idiot (wörtlich) sein müsse, andernfalls hätte ihm klar sein müssen, dass ich einen weiten Weg zurückzulegen hätte, so dass ein 3-Tage-Urlaub unter diesen Umständen eine Zumutung sei. Er gab mir den Rat, die beschränkte Gültigkeit des auf dem Urlaubsschein eingetragenen Datums zu ignorieren, und zu meiner Einheit zurückzukehren, wenn ich zu Hause alles erledigt hätte. Damit niemand mich wegen einer eventuellen verspäteten Rückkehr belangen könnte, müsste ich mir auf einem oder auf mehreren Bahnhöfen

bescheinigen lassen, dass ich wegen Fliegeralarm aufgehalten worden wäre und aus diesem Grunde nicht rechtzeitig in der Kaserne eingetroffen sei. Es war spät in der Nacht, als wir den Luftschutzraum endlich verlassen durften. Der Offizier verabschiedete sich kurz von mir und war verschwunden. Ich habe ihn nicht mehr wieder gesehen.

Während der Ausbildung auf der Insel Sylt hatte ich Fränz Elvinger aus Walferdingen kennen gelernt. Dessen Eltern führten dort ein Hotel mit Speisegaststätte. Fränz Elvinger wusste, dass mir wegen des Todes meiner Schwester ein dreitägiger Urlaub bewilligt worden war. Ihm gegenüber hatte ich meine Bedenken zur Sprache gebracht, dass ich wegen mangelnder Verbindung möglicherweise nicht rechtzeitig zum Begräbnis zu Hause sein könnte. Daraufhin hatte er mir den Vorschlag gemacht, seine Familie in Walferdingen aufzusuchen und dort ein Fahrrad auszuleihen. Nachdem wir in der Nacht den Luftschutzraum verlassen hatten, machte ich mich zu Fuß auf den Weg nach Walferdingen. Für mich ein Problem, da ich mich in der Stadt Luxemburg nicht auskannte. Der Zufall kam mir allerdings zur Hilfe, so dass ich mich schon bald auf dem richtigen Weg befand. Es begann bereits hell zu werden, als ich auf dem Eicher Platz ankam. Durch das mehrstündige Ausharren im Luftschutzbunker war meine Kehle durch die dort herrschende stickige Luft wie ausgetrocknet. Ich hatte einen unvorstellbaren Durst. Doch weit und breit gab es nichts zu trinken.

Als ich den Eicher Platz erreichte, lechzte ich förmlich nach Flüssigkeit. Ich wollte eine dort gelegene Gastwirtschaft aufsuchen, wo der Wirt trotz der frühen Morgenstunde schon in der Tür stand. Als ich seinem Lokal zustrebte, erleichtert darüber, dass ich jetzt meinen Durst stillen könnte, erlitt ich eine bittere Enttäuschung. Der feiste Wirt verkündete mit lauter Stimme: „Hier gibt es nichts“. Seine Weigerung, mich eintreten zu lassen, unterstrich er mit eindeutigen Gesten. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, was diesen Mann dazu veranlasste, mich auf diese Weise abzuweisen. War es einfach eine Abneigung gegen die deutsche Uniform, oder hatte er einen schlechten Tag? Durch seine Weigerung, mich in sein Lokal eintreten zu lassen, war ich nicht nur zutiefst enttäuscht, sondern auch richtig wütend. Diese Geschichte hat mich noch lange Zeit bewegt. Nach dem Kriege hatte ich sogar manchmal den Gedanken, an diesen Ort zurückzukehren, um dem Mann gehörig meine Meinung zu sagen. Obschon ich die deutsche Uniform trug, sprach ich ja luxemburgisch mit ihm, so dass er nicht annehmen konnte, ich sei ein deutscher Soldat. Seine unfreundliche Absage, mir etwas zum Trinken zu geben, fand ich einfach zum Kotzen. Nun noch heftiger von Durst geplagt, setzte ich meinen Weg nach Walferdingen fort. Dieser Fußmarsch war für mich kein Vergnügen, da ich ja noch immer viel zu große Schuhe trug. Als ich endlich in der Gastwirtschaft Elvinger eintraf, hatte mein Martyrium ein vorläufiges Ende. Die Mutter meines Freundes Fränz bewirtete mich auf liebenswürdige Weise, nachdem ich mich als Freund ihres Sohnes vorgestellt hatte. Die Leute waren auch sofort bereit, mir ein Fahrrad für die Fahrt nach meinem Heimatdorf zur Verfügung zu stellen. Doch oh weh! Alle Fahrräder, die der Familie zur Verfügung standen, hatten platte Reifen. Ein Familienmitglied oder ein Angestellter machte dann ein Vehikel fahrbereit, und ich machte mich auf den Weg nach Mertzig. Ich hatte erst wenige Kilometer zurückgelegt und schon war die Luft wieder aus einem Reifen entwichen. Nur mit Mühe gelang es mir, eine Luftpumpe auszuleihen, damit ich den Reifen wieder aufblasen konnte. Auch bei der Bitte um Hilfe war ich zweimal abgewiesen worden. Der erste, den ich um Hilfe bat, hatte einfach keine Zeit. Der zweite ignorierte meine Bitte und fuhr einfach weiter. Schlussendlich traf ich kurz vor Mersch, in einem Bauernhof, einen Mann der sich meines platten Reifens annahm. Ich landete dann schließlich in Mertzig, und ich kam gerade noch zur rechten Zeit, um am Begräbnis meiner Schwester teilnehmen zu können. Da ich ja nur einen Kurzurlaub hatte, musste ich mich

schon bald wieder auf den Weg zurück zu meiner Einheit machen. Diesmal fuhr ich mit dem Fahrrad bis zum Bahnhof nach Ettelbrück, von wo aus ich den Zug zur Weiterfahrt nahm. Kollege Fränz hatte mir gesagt, ich sollte das Fahrrad auf dem Bahnhof in Ettelbrück mit Namen und Adresse des Eigentümers versehen und den zuständigen Bahnbeamten bitten, das Fahrrad auf dem Bahnhof in Walferdingen abzusetzen. Ich tat wie geheißen. Obschon ich mich klar genug ausgedrückt hatte, kam das Fahrrad nicht in Walferdingen an. Als Freund Fränz sich später vorwurfsvoll nach dem Verbleib des Fahrrades erkundigte, konnte ich ihm lediglich mitteilen, dass ich genau nach seinen Anweisungen gehandelt hatte. Es ist kaum zu glauben, doch das Fahrrad tauchte viel später wieder auf. Zwar nicht an seinem Bestimmungsort, doch irgendwo auf einem Bahnhof in der Umgebung von Luxemburg Stadt.

Ich machte mich dann wieder auf die Rückreise nach der Insel Sylt.

Unterwegs gab es mehrmals Fliegeralarm, doch ich glaube, dass es erst am Bahnhof in Hamburg war, wo anhaltender Alarm alle Reisenden in den Luftschutzbunker zwang. So wie der Offizier mir in Luxemburg geraten hatte, ließ ich meinen Urlaubsschein am Bahnhof mit einem entsprechenden Vermerk abstempeln. Ich kam dann mit erheblicher Verspätung nach Schleswig. Von dort ging es nach Westerland, und ich kam mit zeitlichem Verzug in der Kaserne Dikjen-Deel an. Da mein Urlaubsschein abgestempelt und mit einem entsprechenden Vermerk über Fliegeralarm versehen war, wurde kein Wort über den überschrittenen Urlaub verloren. Bereits am darauffolgenden Tag ging die Ausbildung weiter. Wir waren zu diesem Zeitpunkt noch 12 Luxemburger in der gleichen Einheit, und zwar waren dies Altmann Jean-Pierre aus Oberdonven, Meisch Albert aus Tüntingen, Fabricius Armand, Lutgen Alphonse und Tibor Alponse, alle drei aus Luxemburg-Stadt, sowie Elvinger Fränz aus Walferdingen, Reinertz Pierre aus Vianden, Jegen Jos aus Bech, Etgen Nic aus Oberfeulen und Schemel Ernest aus Düdelingen. Von dem zwölften weiß ich nur noch den Vornamen, Freddy.

Nach Beendigung der Ausbildung ging es dann nach Danzig. Hier wurden wir wieder in verschiedene Einheiten eingeteilt. Nach der Umgruppierung war ich allein als Luxemburger. Ein Kollege fragte einen Vorgesetzten, ob er mich nicht zu seiner Gruppe versetzen könnte, da ich ja in der mir zugewiesenen Einheit der einzige Luxemburger sei. Der Mann, ich glaube es war ein ranghöherer Unteroffizier, der in der Marine natürlich eine andere Bezeichnung hatte, war einverstanden, so dass wir wieder zu vier Luxemburger zusammen waren. Nachdem diese Einteilung erfolgt war, wurden wir nach Hela verlegt. Wir waren nach wie vor Artilleristen bei der Marine. Nun mussten wir einen Schwimmkurs in Heisternest absolvieren, denn die Hälfte von uns, darunter auch ich, konnte nicht schwimmen. Während meiner Jugendzeit in Mertzig gab es keine Badegelegenheit. Wie hätte ich dort schwimmen gelernt? Wir waren 20 Mann in einer Gruppe, und ein Schwimmmeister plagte sich mit uns ab. Bei einer ständig stürmischen See, war es schon ein mühseliges Unterfangen, uns gerade an diesem Ort das Schwimmen beibringen zu wollen. Wie wir erfuhren, hatte es bei ähnlichen Gelegenheiten bereits manche Unfälle mit Todesfolge gegeben.

Dann eines Tages wurde nach Mergen gerufen. Das galt wahrscheinlich mir, denn einen zweiten Mergen gab es nicht in unserem Bereich. Was sollst du denn jetzt ausgefressen haben?, war mein erster Gedanke. Ich meldete mich. Mit dem Zug ging es nach der Stadt Hela. Dort musste ich in eine Schneiderei. Ein älterer Schneider war dort allein beschäftigt. Er war überfordert und so sollte ich ihm zur Hand gehen. Der Mann war stark in den Vierzigern und Vater von drei oder vier Kindern. Er war zwar mein Vorgesetzter, doch stellte ich schon bald fest, dass er sein Handwerk nicht besonders gut beherrschte. Der Mann schickte mich mehrmals los, um Proviant und andere Gebrauchsgegenstände zu besorgen. Hier lernte ich dann russische

Kriegsgefangene kennen. Wir verständigten uns so gut es ging. Sie machten mir deutlich, dass sie gemerkt hätten, dass ich kein Deutscher sei, so dass ich jedes Mal willkommen war, wenn ich in ihre Nähe kam. Die gefangenen Russen wurden zu allerlei Arbeiten im Lager herangezogen. Nach einigen Tagen musste mein Vorgesetzter ins Lazarett. So wie ich erfuhr, hatte er sich eine venerische Krankheit eingehandelt. Nun war ich allein in der Schneiderei. Ich reparierte Uniformstücke und fertigte sogar Feldmützen an. Einmal kam ich allerdings in Verlegenheit. Ein Oberfeldwebel wollte an seinem Waffenrock einen Stehkragen. So etwas hatte ich noch nie gemacht. Als der Mann mir dann ein Modell vorlegte, machte ich mich an die Arbeit. Ich brachte es in der Tat fertig, dem Mann eine gute Arbeit zu liefern. Er war zufrieden, und mich erfüllte ein gewisser Stolz. Ein Oberleutnant stellte sich im Atelier vor. Sein Name war Schmalz. Von ihm bekam ich ab sofort die Aufträge. Der Mann war an und für sich ein umgänglicher Typ. Er kannte sich zwar im Schneiderhandwerk nicht aus, doch fand er ziemlich schnell heraus, dass ich so gut wie allen Aufträgen gewachsen war. Nur mit dem Kleiderkammerunteroffizier hatte ich so meine Schwierigkeiten. Der Mann konnte mich einfach nicht leiden. Ich hatte ihm zwar nichts zuleide getan, doch war es ihm wohl nicht genehm. dass er gezwungen war, mir alles Material auszuhändigen, das ich zur Ausübung meiner Tätigkeit benötigte.

Da dem Kleiderkammerfritzen ebenfalls die Einteilung der Wache oblag, hatte ich das „große Vergnügen“ so oft wie möglich zur Wache eingeteilt zu werden. So konnte er sich an mir rächen. Im Übrigen war es jedoch eine angenehme Zeit, die ich allein im Schneideratelier verbringen durfte, denn ich hatte während dieser Zeit niemanden der mir Vorschriften machte. An einem unbestimmten Tage war ich allein im Bunker. Bereits zu Hause hatten wir mitbekommen, dass unsere Großherzogin im Exil mit einer gewissen Regelmäßigkeit über Rundfunk zu den Luxemburgern sprach. Da wir im Bunker über ein Radio verfügten, drehte ich an den Knöpfen und in der Tat vernahm ich unvermutet die Stimme unserer Großherzogin. Welches Gefühl mich überkam, als ich die Stimme unserer Landesfürstin vernahm, ist einfach unbeschreiblich. Ein Lichtpunkt in einer ungewissen Zeit.

Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg

20.Juli 1944. Der Tag, an dem das Attentat auf den von den Deutschen so „geliebten Führer“ stattfand. Die deutschen Stubenkameraden waren zutiefst erschüttert, manche weinten sogar. Wie war es möglich, dass ausgerechnet ein Offizier versucht hatte, den „*größten Feldherrn aller Zeiten*“ ins Jenseits zu befördern? Sie konnten es einfach nicht fassen. Obschon wir Luxemburger heimlich frohlockten, versuchten wir dennoch eine betrübte Miene zu machen, um nur nicht aufzufallen. In diesen Tagen genügte bereits ein unbedachtes Wort, um zum Kreis der Sympathisanten des Attentäters zu gehören. Das einzige, was sich nach der Tat innerhalb der Wehrmachtsverbände änderte, war, dass der Hitlergruß auf Betreiben von Reichsführer Heinrich Himmler wieder eingeführt wurde.

Dann! Ein höherer Offizier wurde in unserer Baracke vorstellig. Ein „Heldensucher“, wie er heimlich genannt wurde. Es war sogar ein Admiral, einem General in der Wehrmacht im Rang gleichgestellt. Er war begleitet von einer Anzahl Offizieren. Alles Marineleute. Es ging diesmal darum, bestimmte Leute von uns für einen Sonderauftrag auszuwählen. Ein Offizier seiner Begleitung holte ein Notizbuch aus der Brusttasche seiner Uniform hervor und begann, Namen zu notieren. Auch mich fragte er nach Alter und Staatsangehörigkeit. Als er auch meinen Namen notieren wollte, sagte jemand aus seiner Begleitung, ich sei Elsässer. Darauf verwendeten noch andere sich für mich, indem sie geltend machten, ich sei von Beruf Schneider und aus diesem Grunde für die Einheit unentbehrlich. Resultat: Der Offizier strich meinen Namen. Es vergin-

gen wieder einige Tage. Für die Deutschen kam die nächste Hiobsbotschaft: *„Ihr Führer war laut einer Radiomeldung in der Reichshauptstadt Berlin, bis zum letzten Atemzug für Deutschland kämpfend, gefallen."* Da wir Luxemburger Hitler von Anfang an nicht als unseren Führer betrachtet hatten, konnten wir die Trauer unserer deutschen Kameraden nicht teilen. Trotzdem versuchten wir, ernste Mienen zu machen, um sie nicht unnötig gegen uns aufzubringen.

Großadmiral Karl Dönitz

Ein Offizier kam mit der unvorstellbaren Nachricht: „Der Krieg ist aus, Deutschland hat zu Lande, zu Wasser und in der Luft kapituliert." Alle Mann müssten auf ein Schiff und würden weggebracht. Der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine , Karl Dönitz, möchte vermeiden, dass Leute aus seinem Befehlsbereich in russische Gefangenschaft gerieten. Die Deutschen hatten nämlich eine unheimliche Angst vor einer Gefangennahme durch die Russen. Wie sich später herausstellen sollte, hatten Spezialkommandos der SS, beim Vormarsch in Russland so schlimm gewütet, dass die Angst vor den Russen nicht unbegründet war.

Ein gewaltiger Tumult brach auf der Insel aus. Die meisten waren froh, dass der Krieg zu Ende war, andere wiederum waren traurig, als sie zur Kenntnis nehmen mussten, dass Deutschland den Krieg verloren hatte. Mit dem Befehl, alle Leute hätten sich für eine Schiffsevakuierung bereit zu machen, kam zugleich die Order, 2 Mann müssten zurückbleiben. Es wurde nicht lange nach Freiwilligen gefragt, sondern mein Name wurde genannt, und der eines Deutschen namens Herbert. Wir beide blieben also zurück, während alle anderen sich entfernten. Bevor die Männer der Besatzung auf ein Schiff gebracht werden sollten, erging an sie die Anweisung, das Hoheitszeichen (Adler) und die Rangabzeichen von den Uniformen abzutrennen. Ich blieb mit dem ausgewählten Deutschen zurück. Als es Abend wurde, vernahmen wir plötzlich die Geräusche einer anmarschierenden Truppe, die sich unserem Standort näherte. Die Truppe, die mit dem Schiff von der Insel weggebracht werden sollte, kam wieder zurück. Ein deutscher Offizier erklärte, dass schon bald Russen auf die Insel kämen, die unsere Kapitulation entgegennehmen würden. Dann erging der Befehl, alle Waffen zusammenzutragen und auf einen Stapel zu werfen. Ich besaß zu diesem Zeitpunkt noch einen Seesack, der mit Sachen voll gestopft war, die ich noch im Verpflegungslager eingesammelt hatte. Am darauffolgenden Tag trafen auf der Insel russische Soldaten ein, die den Befehl hatten, die deutsche Inselbesatzung gefangen zu nehmen. Bevor die Russen eintrafen, bekam ich den Auftrag, die abgetrennten Abzeichen wieder an die Uniformen anzunähen. Es hieß nämlich, der russische Kommissar würde darauf bestehen, die Soldaten mit ihren unveränderten Uniformen zu übernehmen.

Russische Soldaten trafen auf der Insel ein. Als Erstes bekamen wir von ihnen den Befehl, uns in Reihen aufzustellen. Alsdann begannen sie damit, uns alles abzunehmen, was für sie von Wert war. Besonders auf Uhren hatten sie es abgesehen. Nachdem die Russen uns, wie man so schön sagte, gefilzt und wiederholt abgezählt hatten, blieben wir noch etwa eine Woche als Gefangene auf der Insel. Dann erfolgte ein 9-Tagesmarsch über viele Kilometer, nach dem entfernten Graudenz. Dieser Fußmarsch war das Schlimmste, was ich bisher in meinem Leben durchgemacht hatte. Wir wurden von russischen Soldaten, auf Motorrädern, eskortiert. Während diesen 9 Tagen marschierten wir von morgens früh, bis zum Einbruch der Nacht über, zum größten Teil, schlechte Straßen und Wege. Hunger und Durst waren hierbei unsere ständigen Begleiter. Zudem litten wir alle unter der Hitze dieser Maitage 1945. Viele waren nur dürftig bekleidet und froren erbärmlich in den kalten Nächten, die wir ohne jeglichen Schutz auf Wiesen oder Feldern, einmal sogar auf einem Friedhof verbringen mussten. Da meine Schuhe noch

immer zu groß waren, bildeten sich nicht nur Blasen, sondern die Haut wurde aufgeschürft und es kam zu blutenden Wunden. Ich konnte mich zum Schluss nur noch mühsam weiterbewegen. Natürlich ging es den anderen nicht besser, denn viele hatten zerrissenes Schuhwerk, das mit Bindfäden oder sogar mit Draht notdürftig zusammen gehalten wurde. Oft kamen wir durch Dörfer, wo die Bewohner an der Straße standen und uns mit den unflätigsten Ausdrücken beschimpften und die Fäuste drohend erhoben. Als wir in der Gegend von Graudenz ankamen, waren wir total erschöpft. Am Ende unserer Kraft. Viele dem Tod näher als dem Leben. Es war entsetzlich.

Vorerst wurden wir in geschlossenen Eisenbahnwaggons eingesperrt. 60 Mann pro Waggon. 3 Wochen lang wurden wir hier festgehalten. Um unsere Notdurft zu verrichten, mussten wir unter die Waggons kriechen, denn um die Waggons herum war alles mit Fäkalien von Gefangenen, die vor uns hier untergebracht waren, verunreinigt. Nicht nur die katastrophalen hygienischen Zustände machten uns hier zu schaffen, sondern das Allerschlimmste war, dass wir die Waggons nicht verlassen durften. Außerdem wurden wir nur ungenügend mit frischem Wasser und Nahrung versorgt. Man ließ uns lediglich aussteigen, um die Notdurft zu verrichten und die karge Suppe in Empfang zu nehmen. Es gab während diesen 3 Wochen nur Suppe. Diese bestand ausnahmslos aus getrockneten Runkelrüben, die man im Wasser zum Kochen gebracht hatte. Hinzu kam, dass die Russen wahrscheinlich Angst hatten, dass Gefangene flüchten könnten oder sogar geflüchtet waren. Wir wurden nämlich unzählige Male gezählt. Hatte einer unserer Bewacher sich verzählt, so begann die Prozedur von neuem. Zählappelle gehörten zu den Lieblingsbeschäftigungen der Russen, und war es nur, um die Gefangenen zusätzlich zu schikanieren. Nach diesen drei Wochen, die wir hier unter den geschilderten entsetzlichen Umständen verbracht hatten, setzte der Zug sich endlich in Bewegung.

Die nächste Station hieß Königsberg.

Als wir die Waggons endlich verlassen durften, konnten wir weder stehen noch gehen. Wir torkelten umher wie Betrunkene. 3 Wochen auf engstem Raum eingeschlossen zu sein, hatte seine Spuren hinterlassen. Die Beinmuskeln waren erschlafft.

Hier kam dann ein Russe, der bemerkt hatte, dass ich noch im Besitz einer Armbanduhr war. Seine Worte „Ur ist“ klingen mir heute noch in den Ohren. Er wollte meine Uhr haben, doch war an seinen Gesten zu erkennen, dass er vorhatte, mir etwas als Gegenleistung zu geben. So entfernte er sich, um etwas zu organisieren, das er mir anbieten konnte. Ich war nun in einer Zwangslage, denn die Uhr gehörte nicht mir, sondern es war das Kommunionsgeschenk an einen meiner Brüder. Ich hatte zur Ersten Kommunion eine Taschenuhr bekommen, die ich meinem Bruder als Pfand zurückgelassen hatte.

Jetzt sollte diese Uhr, die ich während der ganzen Zeit wohl behütet hatte, mir abgenommen werden.

Ich war zutiefst betroffen. Einem Mitgefangenen, einem Tschechen, hatte ich meine Sorge mitgeteilt. Dieser kam nun auf eine glänzende Idee. Er besaß nämlich noch einen aus Strickwolle gefertigten Pulswärmer. Wir zogen das Garn auf und ich wickelte es um die Armbanduhr, von der ich das Armband entfernt und weggeschmissen hatte. Die Uhr befand sich nun in einem Garnknäuel, das ich in die Hosentasche stecken konnte. Als der Russe zurückkam erklärte ich ihm, ein anderer hätte mir die Uhr abgenommen. Wütend entfernte er sich. Auf diese Weise war es mir tatsächlich gelungen, die Uhr zu retten und wohlbehalten mit nach Hause zu bringen.

In Königsberg stellte man uns Schubkarren zur Verfügung, und wir mussten Hilfe beim Wiederaufbau leisten, indem wir Trümmer zu beseitigen hatten.

Dann eines Tages hatte ich kaum auszuhaltende Zahnschmerzen. Wie die Vorschrift es verlangte, meldete ich mich beim Morgenappell. Ich wurde gemeinsam mit anderen Kranken in eine Klinik in die Stadt gebracht. Dort waren deutsche Ärzte. Jedoch keiner unter ihnen war

Zahnarzt. Man sagte mir, man könne den kranken Zahn „rupfen“, jedoch nicht ziehen. Ich war einverstanden. Sie „rupften“ mir den Zahn. Zwar nicht fachmännisch, doch wenigstens hatte ich keinen Schmerz mehr. Dann hieß es, „Schuster und Schneider“ heraustreten.

Wir waren mehr als 300 Schneider, die hier zusammen kamen, denn schließlich zählte das Gefangenenlager zwischen 9.000 und 10.000 Gefangene.
Man führte uns in die Stadt, wo auf einem großen Platz Hunderte von defekten Nähmaschinen standen. Nun hieß es, die noch funktionsfähigen Maschinen auszusuchen. Bei fast allen war jedoch ein Teil ausgebaut worden, damit die Maschinen nicht mehr verwendet werden konnten. Meistens waren es die Schiffchen, das heißt die Spulenhalter für den Unterfaden. Es gelang uns jedoch, einige wieder in gebrauchsfähigen Zustand zu setzen. Wir kamen an einer Gruppe vorbei, die mit Nähen beschäftigt war. Eine russische Frau führte die Aufsicht. Ich blieb bei der Gruppe stehen, da ihre Arbeit mich interessierte. Jemand hatte der Russin mitgeteilt, dass ich auch Schneider sei. Daraufhin näherte sie sich mir und fragte: „Du Spezialist“. Ich bejahte zwar, doch verzichtete die Frau auf meine Hilfe, so dass ich wieder zur Aufräumungskolonne zurückmusste. Zuletzt war ich bei einer Gruppe, die für die Wäsche der Gefangenen zuständig war.

Nach Tagen wurden wir wieder an einen anderen Ort gebracht. Ich glaube, es war noch immer ein Vorort von Graudenz. Dort wurden wir in einem alten Fort untergebracht, das auf einer Anhöhe lag. Unten, am Fuß des Berghangs, floss die Weichsel. Ich war nicht schwindelfrei, so dass ich Probleme hatte, nach unten zu schauen. Mit Eimern mussten wir Wasser aus der Weichsel schöpfen und über genau 240 Stufen nach oben tragen. Eine mühselige Kletterei, mit wenig Erfolg. Durch die unendlich vielen Stufen schwappte das Wasser über, so dass nur noch wenig im Eimer war, wenn man oben ankam. Trotzdem musste das Wasser auf diese Weise herangeschafft werden, denn die Russen waren auf große Mengen von Wasser angewiesen, um unsere Suppe zu kochen. Diese war nämlich die einzige Nahrung für die vielen Gefangenen. Während der ganzen Zeit der Gefangenschaft bei den Russen gab es nur Suppe und eine Scheibe Hartbrot. In diesem Gefangenenlager traf ich den mir bekannten Streff Jos aus Feulen. Da Jos eine zerrissene Hose hatte, fertigte ich ihm Shorts aus einer deutschen Zeltbahn an.

Wir wurden dann wieder nach Königsberg zurückgebracht. Hier mussten wir verschiedene Arbeiten ausführen, und zwar jedes Mal in einer Gruppe von 10. Einmal waren wir damit beschäftigt, einen gusseisernen Kessel von den Eisenbahnschienen herunter zu schaffen. Wir waren genötigt, Bretter unter den Kessel zu schieben, um diesen zu bewegen. Einem Russen, der die Arbeit beaufsichtigte, ging es nicht schnell genug, so dass er sich anschickte uns zu zeigen, auf welche Weise man den Kessel leichter bewegen könnte. Hierbei verletzte er sich an der Hand. Da er uns für seine Verletzung verantwortlich machte, begann er auf uns zu schimpfen, wobei er sich erniedrigender Ausdrücke bediente. Er schrie und drohte. Gebärdete sich wie ein Wilder. Er fuchtelte sogar an seiner Pistolentasche herum. Wir bekamen es mit der Angst zu tun. Wie konnte man den Wüterich nur beruhigen? Wir baten einen Jugoslawen, ebenfalls ein Gefangener, der allerdings der russischen Sprache mächtig war, mit ihm zu reden, ihn zu beruhigen. Als er aus dem Munde des Jugoslawen hörte, dass wir Ausländer seien, die in die deutsche Wehrmacht gezwungen worden wären, wandelte sich sein Benehmen schlagartig. Er entschuldigte sich für sein Verhalten und bot uns sogar Zigaretten an.

Erneuter Ortswechsel. Wir kommen nach Frankfurt a/Oder, eine Sammelstelle für Luxemburger. Denn hier traf ich Kameraden von anderen Kriegsschauplätzen. Wir waren in einem al-

ten Gebäude unter dem Dach untergebracht. Zum Schlafen standen uns hier hölzerne Pritschen zur Verfügung. Neben mir lag der mir bestens bekannte Bache Constant aus Niederfeulen. Auch Norbert Hilbert aus Mertzig war unter ihnen. Hier wurden wieder Kommandos zusammengestellt, die mit den verschiedensten Aufgaben betraut wurden. Ein Kommando war damit chargiert, Tote gänzlich zu entkleiden, und diese dann auf einen Lastwagen zu wuchten. Eine entsetzliche Arbeit, zu der ich Gott sei Dank nicht abgestellt war. Ein Mitgefangener, ebenfalls ein Luxemburger, namens Alphonse Schmit, war sozusagen der Fürsprecher aller Luxemburger. Wie ich später erfuhr, wählte er nach seiner Rückkehr den Priesterberuf. Dieser hatte mich einmal zu dem erwähnten Kommando mitgenommen, so dass ich kurz Einblick in diese grauenhafte Tätigkeit bekam. Ein Schauder erregender Anblick, den ich lange Zeit nicht vergaß. Ich selbst kam zu einem Kommando, das einen Transport von Kranken zu betreuen hatte. Auch diese mussten entkleidet werden und wurden anschließend unter die Dusche gebracht. Viele von ihnen waren bei ihrer Ankunft bereits tot. Es mag erschreckend klingen, aber wir hatten einen solchen Hunger, dass wir die Taschen der Toten nach Brot durchsuchten. Abends wurde im Quartier Karten gespielt. 17 und 4. Ich hatte kein Geld, und so konnte ich mich nicht am Spiel beteiligen. Die Mitspieler besaßen noch genügend Reichsmark, die jedoch hier in der Gefangenschaft nichts mehr nützten. Sie waren wertlos. Selbstverständlich war der Nullwert des Geldes den Spielern bekannt, so dass es nicht um den Gewinn ging. Wie wäre es auch anders begreiflich gewesen, dass manche ihren Gewinn in einen Ofen warfen, in dem selbstverständlich während der warmen Jahreszeit kein Feuer unterhalten wurde. Ich holte die Scheine wieder heraus und sammelte sie ein. Später gab ich die Scheine an Kameraden ab, die kein Geld mehr besaßen. Ich selbst war am Kartenspiel nicht sonderlich interessiert. Ein eifriger Spieler war hier in Gefangenschaft Camille Polfer, der spätere Bürgermeister von Walferdingen. Während den Nächten plagten uns die Läuse. Diese Biester waren allgegenwärtig und vermiesten uns den Schlaf. Durch die anhaltenden Strapazen und zu wenig Nahrung waren sehr viele Gefangene in einer schlechten körperlichen Verfassung. Manche hatten üble Hautgeschwüre. Auch Kamerad Hilbert hatte eine Eiterbeule an der rechten Brustseite, die ihm schwer zu schaffen machte. Da weder ein Arzt noch ein Sanitäter sich um uns kümmerte, war Norbert Hilbert wohl oder übel gezwungen, die unfachmännische Hilfe eines Kameraden zu akzeptieren, der die Geschwülste mit Hilfe eines spitzen Gegenstandes öffnete, damit der Eiter abfließen konnte.

Nach mühseligen und qualvollen Tagen, die wir hier verbrachten, kam eine neue Botschaft. „Der Krieg ist aus, hieß es, morgen wird gefeiert." Inzwischen war es August geworden, und die Amerikaner hatten das mit Deutschland verbündete Japan durch den Abwurf zweier Atombomben zum Aufgeben gezwungen. Für die Russen war der Krieg erst mit der Kapitulation Japans zu Ende. Dass dort die erste Atombombe zum Einsatz gekommen war, erfuhren wir natürlich erst viel später. Ebenso die Tatsache, dass Japan nach der Kapitulation Deutschlands noch weiter gekämpft hatte.

An dem für den kommenden Tag angesprochenen Feiertag sollten wir auch besseres Essen bekommen. Wir freuten uns bereits auf eine anständige Mahlzeit. Doch wie sah diese aus? Ein Lastwagen mit Kohl wurde angefahren. Gefangene entfernten die bereits angefaulten Blätter, schnitten die Stängel heraus und warfen diese unter die Gefangenen. Wie hungrige Wölfe stürzten wir uns auf diese Zugabe. Das Festessen war eine Kohlsuppe, die etwas reichhaltiger ausfiel, vielleicht auch etwas dickflüssiger. Aber es war immerhin nur Kohlsuppe.

Nach Tagen hieß es plötzlich: „Sawtra damoi" (Morgen kommt ihr fort). Wer war gemeint, was sollte nun mit uns geschehen? Keiner wusste es.

Wir wurden aufgefordert, uns in Reihen aufzustellen. Der Reihe nach, mussten wir an einem Tisch passieren. Dort saß ein russischer Schriftführer. Er notierte die Personalien. Als ich an der

Reihe war, fragte er nach meiner Staatsangehörigkeit. Ich antwortete, ich wäre Luxemburger. Der Schriftführer sah mich grimmig an, er sprang auf und schrie mich an. Was er mir entgegen schleuderte, verstand ich nicht. Er nestelte an seiner Pistolentasche, zog die Waffe und feuerte einen Schuss in die Luft. Zutiefst erschrocken zog ich mich zurück. Wollte ich mit den anderen weg, so kam ich an einer Registrierung nicht vorbei. Ich stellte mich wieder in die Kolonne. Als ich dem Mann wieder gegenüber stand, merkte ich, dass er mich nicht wieder erkannte. Auf die Frage der Nationalität sagte ich diesmal „Franzuski". Es folgte keine Reaktion. Der Russe sah nicht einmal auf. Während ich mich wieder in die Formation einreihte, trat ein anderer Russe auf mich zu. Er wollte wissen, wieso ich als Franzose gegen sie, die Russen gekämpft hätte. Ich war aufs Neue auf einen Dolmetscher angewiesen, um dem Russen meine Situation zu erklären. Er gab sich zufrieden und entfernte sich.

Ein anderer Russe erkundigte sich in gebrochenem Deutsch nach meiner Herkunft. Er hatte wahrscheinlich gehört, dass ich gegenüber dem Schriftführer angegeben hatte, ich käme aus Luxemburg.

Ich sagte ihm, ich käme aus Ettelbrück. Daraufhin sprang er um mich herum und rief mit lauter Stimme: „Ich da, alles kaputt." In der Tat stellte sich heraus, dass er wirklich als deutscher Kriegsgefangener in einer Fabrik in Ettelbrück gearbeitet hatte.

Mir mussten uns nackt ausziehen. Eine Entlausungsprozedur stand bevor. Russische Krankenschwestern behandelten uns mit einem Desinfektionsmittel. Die Kleider, Uniformen und Unterwäsche wurden in zwei geschlossene Waggons geschmissen und wahrscheinlich unter Dampfeinwirkung entkeimt.

Wir wurden aufgestellt und gezählt. Immer wieder gezählt. Dann ging es zum Bahnhof, wo wir wieder in Waggons einsteigen mussten. Zuvor hatte noch jeder ein Kommissbrot bekommen. Mit den Worten „Wenn wir zu den Engländern kommen, gibt es zu essen" warfen die meisten das Brot einfach weg. Ich behielt jedoch mein Brot.

Nachdem alle in den Waggons untergebracht waren, setzte der Zug sich in Bewegung und nahm Fahrt auf. Nach Stunden hielten wir in einem Bahnhof. Wir waren in Berlin-Brandenburg. Wir wurden den Engländern übergeben.

Erneut stand Entlausung auf dem Programm. Diesmal wurden wir mit DDT-Pulver versorgt. Zu essen gab es vorerst nichts. Die Kameraden hatten sich eben geirrt und Brot gewann wieder an Bedeutung. Sogar Kommissbrot wäre ihnen jetzt willkommen gewesen. Doch die meisten hatten es weggeschmissen, in der Überzeugung, bei den Engländern würde man nicht mehr hungern müssen. Eine arge Enttäuschung. Man erinnerte sich an den kleinen Mergen. Aber auch er hatte nur ein Brot und konnte nur wenig an die Kameraden abgeben.

Nach Tagen ging es dann Richtung Heimat. Der Zug brachte uns nach Maastricht in Holland. Dort bekamen wir die ersten Rotkreuz-Pakete. Ein Paket für zwei Mann. Dann ging es weiter nach Brüssel. Wir saßen in einem großen Raum. Wir bekamen Kaffee und ein Butterbrot mit Marmelade. Nun ging es uns schon viel besser. Die ersten luxemburgischen Militärs trafen ein. Wahrscheinlich waren es Offiziere. Sie trennten die schwarzen Schafe von den Lämmern. Wie konnte nur ein Luxemburger sich freiwillig in die deutsche Wehrmacht melden?

Von Brüssel aus ging es noch in den späten Abendstunden nach Luxemburg. Zwischen Mitternacht und 1 Uhr trafen wir am Bahnhof in Luxemburg ein. Erbgroßherzog Jean hatte es sich nicht nehmen lassen, uns persönlich zu begrüßen. Jos Schmitz war unser Wortführer. Er beantworte die Fragen des Erbgroßherzogs. Er sprach im Namen von uns allen. Trotz der späten Stunde hatte eine Menge Leute sich am Bahnhof eingefunden. Unsere Ankunft war den Familien mitgeteilt worden. Von den vielen Leuten wurden wir mit Fragen bestürmt. Jeder wollte

wissen, ob einer von uns über diesen oder jenen Bescheid wusste. Von Kameraden, von denen noch keine Nachricht vorlag. Die möglicherweise vermisst oder gefallen waren. Der mir bestens bekannte Gira Tun aus Mertzig, der an einer Armbinde als Angehöriger der Miliz zu erkennen war, zog mich aus dem Menschenknäuel. Er führte mich zu meiner Mutter, die gekommen war, um mich am Bahnhof abzuholen. Bäckermeister Pierre Lentz, der ein Kraftfahrzeug besaß, hatte meine Mutter nach Luxemburg gebracht. Er sorgte auch für unsere Rückfahrt nach Hause. Gemeinsam mit Jos Hilbert kam ich nach Hause.

Als wir in Mertzig ankamen, hatten wir den 7. Dezember 1945. Wir hatten eine schwere Zeit hinter uns. Als 20-Jähriger hatte ich die Schrecken des Krieges kennen gelernt. Ich war zwar keiner, der mit der Waffe in der Hand gezwungen war, gegen unsere Alliierten zu kämpfen, doch war das Martyrium der Gefangenschaft und die hiermit verbundenen Qualen und Entbehrungen mir nicht erspart geblieben. Während Tagen ernährte ich mich von Milch und Brot. Der Körper musste sich vorerst wieder an Normalkost gewöhnen. Diejenigen, die sich nicht beherrschen konnten und nur in sich hinein stopften, laborierten noch lange an Magenproblemen und an Diarrhö. Dass die luxemburgische Regierung, noch im Exil, die Wehrpflicht im November 1944 eingeführt hatte, erfuhr ich erst nach meiner Rückkehr. Glücklicherweise gehörte ich nicht mehr zu den wehrpflichtigen Jahrgängen, was mir durch ein Schreiben des Generalstabs der neuen Armee bescheinigt wurde.

ARMÉE LUXEMBOURGEOISE
ÉTAT-MAJOR
SERVICE DES PRISONNIERS DE GUERRE

Luxembourg, le 7.12. 194 5

CERTIFICAT

Il est certifié par la présente que

Mergen Jean né le 5.5.24 à Mertzig

domicilié à

a passé par la contrôle de notre service.

Par Ordre du Chef d'Etat-Major
L'Adjudant Général

Abschließend möchte ich noch darauf hinweisen, dass wir Zwangsrekrutierten nach unserer Rückkehr regelrecht stiefmütterlich behandelt wurden. Man ignorierte uns einfach. Wir kamen uns vor, wie abtrünnige der Gesellschaft. Als hätte es uns nie gegeben. Doch waren es grade die Zwangsrekrutierten die die meisten Opfer zu beklagen hatten, und die die meisten Toten zu verzeichnen hatten. Doch sie waren alle in der Wehrmacht, trugen die Uniform des Feindes, kämpften gegen die Alliierten der Großherzogtums. Hierbei wird klar übersehen dass die Mehrzahl nicht anders konnte. Das Schicksal der Familie stand auf dem Spiel. Entweder desertieren oder die Familie der Willkür der Nazis aussetzen. Jedenfalls schien es so, als wären die Refraktäre oder Deserteure bessere Patrioten gewesen, als jene, die dem Zwang für Deutschland zu kämpfen nachgekommen waren. Von ihnen, den Zwangsrekrutierten, kehrten über 3000 nicht mehr in die Heimat zurück. Sie fanden ihre letzte Ruhestätte in fremder Erde oder gelten bis heute als vermisst. Diejenigen, die das Glück hatten, nach Hause zu kommen, waren oft traumatisiert oder auf Grund der erlittenen Entbehrungen lange Zeit krank. Es dauerte viele Monate bis ihr Leben sich wieder normalisierte.

Linster Eugénie, wohnhaft in Helmsingen, erinnert sich:

Eugènie Linster, 2013

Ich wurde am 30. März 1925 in Helmsingen als Tochter von Linster Nicolas, -1894- und Goebel Anna, -1892- geboren.
Ich hatte noch einen Bruder und 3 Schwestern, und zwar Theo und Marguerite, dann meine Zwillingsschwester Maria und Germaine, die jüngste.
Bereits bevor die deutschen Truppen in Luxemburg einmarschierten, war mein Bruder Theo beim Bauunternehmer Grosber Leo aus Luxemburg beschäftigt. Die Baufirma Grosber war ein bekanntes Bauunternehmen, mit Sitz in Luxemburg-Hollerich. Mein Vater war Vorarbeiter im Hüttenwerk Dommeldingen, wo er die Schmiede leitete. Meine Schwester Marguerite war in der Lehrerinnenbildungsanstalt in Walferdingen eingeschrieben, während ich gemeinsam mit meiner Zwillingsschwester Maria das Pensionat „um Fieldgen“ besuchte.

Bereits ab Anfang 1940 rechneten die meisten Luxemburger damit, dass es zu einem Krieg zwischen Frankreich und Deutschland kommen würde. Die Reden des deutschen „Führers“ Adolf Hitler ließen jedenfalls darauf schließen, dass er sich mit seiner Erweiterungspolitik kaum mäßigen würde. So war es für uns nicht weiter verwunderlich, als deutsche Truppen am 10. Mai 1940 in unser Land einmarschierten. Bereits in den frühen Morgenstunden war in unserer Straße alles auf den Beinen. Aus Richtung „Stafelter“ stiegen die Soldaten der deutschen Wehrmacht, bereits ab 7 Uhr, die abschüssige Straße hinab nach Walferdingen. Sie kamen zu Fuß, mit Pferden und mit Motorrädern. Die Anwohner standen an der Straße und sahen den vorbeiziehenden Kolonnen mit betretenen Mienen zu. Keiner wusste so richtig, was jetzt auf uns zukommen würde. Dass der deutsche Einmarsch nichts Gutes zu bedeuten hätte, darin waren sich alle einig. Dieser schicksalhafte 10. Mai 1940 war ein Freitag. Es war freitags vor Pfingsten. Normalerweise hätten wir zum Unterricht nach Luxemburg „Fieldgen“ müssen. Doch keiner dachte an diesem Morgen an die Schule. Während Tagen, wenn nicht sogar während Wochen, fiel der Schulunterricht gänzlich aus. Das Pensionat „um Fieldgen“ wurde von Schulschwestern geführt. Ich hatte mich für die Fächer „commerce et gestion“ eingeschrieben. Wer diese Fächer belegte, konnte es schaffen mit 4 Studienjahren sein Abschlussdiplom zu bekommen.

E. Linster bei einem abgeschossenen C-47 in Mellier-Marbehan, 23.12.1944

Als die Truppenbewegungen der Maitage allmählich abklangen, hörten wir, dass es im Süden des Landes zu Kämpfen mit französischen Truppen gekommen war. Auch ging die Nachricht um, dass viele Einwohner der Südgemeinden nach Frankreich und nach dem Ösling evakuiert worden wären. In der Schule ging der Unterricht unterdessen weiter. Der Stundenplan erfuhr lediglich einige Veränderungen, nachdem Gauleiter Gustav Simon ab August 1940, als Chef der Zivilverwaltung in Luxemburg eingezogen war. So fiel beispielsweise die Religion als Unterrichtsfach aus. Eine Maßnahme, die besonders die Schwestern des „Fieldgen“ auf die Palme brachte. Die Unterweisung in Religion durfte nicht mehr in den Schulsälen abgehalten werden. Die Schwestern lehrten uns heimlich Französisch und Englisch auf

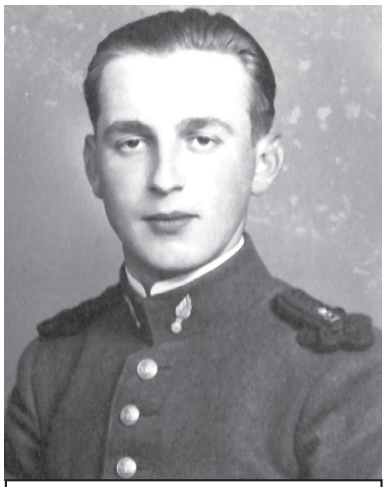
subtile Art, und zwar im Raum für Handarbeiten. Auch verschiedene Bücher fielen der Neuordnung zum Opfer und mussten ausgetauscht werden.
Vorläufig behielten wir unsere luxemburgischen Lehrer und Professoren. Unter deutscher Oberaufsicht in den Schulen änderte sich für uns zuerst nur wenig.

Die Freiwilligenkompanie vor ihrem Abmarsch nach Weimar, am 4. Dezember 1940

Der 4. Dezember 1940 war eigentlich das erste Mal, dass wir irgendwie gegen die Maßnahmen der Nazis protestierten. Es war jener geschichtsträchtige Tag, an dem die luxemburgischen Soldaten der Freiwilligenkompanie nach Deutschland, und zwar nach Weimar in Thüringen versetzt wurden. Manche Mädchen unserer Schule hatten einen Vater, der hauptberuflich Militärmusiker war und mit nach Weimar musste. Andere hatten einen Bruder oder einen nahen Verwandten unter den Deportierten. Dass die Schwestern des „Fieldgen“ uns an diesem Tag nicht mit einem strikten Verbot in der Schule zurückbehielten, mag wohl an der Tatsache gelegen haben, dass man ihnen nicht nachsagen könnte, dass sie das Abschiedsnehmen von nahen Verwandten verhindert hätten. An diesem 4. Dezember war das Gelände um den Bahnhof zu klein, um all die Menschen zu fassen, die herbeigeeilt waren, um Abschied zu nehmen, einfach Zuschauer zu sein, oder gegen die unverständliche Maßnahme der Nazis zu protestieren. Obschon von uniformierten Nazis schmissige Reden gehalten wurden, nahm die Menge von diesem Gelaber nur wenig Notiz. Protestrufe, die zeitweilig überwogen und sogar zu Wutgeschrei ausarteten, riefen natürlich auch Polizei auf den Plan, die gegen diejenigen vorging, die sie als Aufwiegler ausgemacht hatten. Sowohl die marschmäßig ausgestattete luxemburgische Militärmusik, als auch ein deutsches Musikkorps waren angetreten, um die Reden der Nazis durch ausgewählte Lieder oder Märsche zu unterstreichen. In der ersten Reihe des deutschen Musikzuges standen einige Musikanten, die auf der Zugposaune spielten. Ich weiß nicht, wie wir auf die Idee kamen, doch in einem gegebenen Moment schoben wir uns so dicht an die Posaunenspieler heran, dass diese nicht mehr in der Lage waren, ihre Instrumente nach den Notenklängen einzusetzen. Eigentlich war der Zugang zum Bahnsteig für die Bevölkerung untersagt. Allerdings geleiteten uns die Postbeamten rechts vom Bahnhof durch ihren Diensteingang zu den Gleisen, so dass wir uns auf diese Weise vor die deutsche Militärkapelle stellen konnten. Um der ganzen Protestaktion den Stempel aufzusetzen, leistete sich der damals bekannte Sportflieger Lou Hemmer ein besonderes Spektakel. Um unser Nationalgefühl auf besondere Art zu betonen, flog Lou mit einem seiner Flugzeuge über die versammelte Menge und ließ einen Blumenstrauß mit rot-weiß-blauen Blumen niederschweben. Unter dem anschließenden Applaus der Menge, ging das Geplänkel der Nazis regelrecht unter. Durch diese gewaltige Demonstration hatten die Luxem-

burger ihren Unmut bekundet, und lautstark bewiesen, dass sie dem Abtransport unserer damaligen Freiwilligenkompanie den Zuspruch entschieden verweigerten. Lou Hemmer unterhielt vor dem Kriege bereits eine Flugschule in den Steinseler Wiesen. Mein Bruder, der sich in der Mechanik sehr gut auskannte, unterstützte Lou regelmäßig bei der Wartung seiner Flugzeuge.

Lou Hemmer in seinem Flugzeug



Eugène Ronkar als Soldat der FK

Damals wusste ich noch nicht, dass mein späterer Ehemann, Eugène Ronkar, sich unter den Männern der deportierten Freiwilligenkompanie befand. Als der Gauleiter dann am 30. August 1942, in der Ausstellungshalle auf Limpertsberg, die obligatorische Wehrpflicht für die jungen Männer der Jahrgänge 1920 bis 1924 verkündete, wurde auch unsere Familie von dieser schändlichen Verordnung getroffen. Zuerst einmal überzog ein Streik ungeahnten Ausmaßes das Land. Der Streik der Schülerinnen und Schüler verschiedener Oberklassen der Gymnasien und der Lehrerinnenbildungsanstalt hatten sich durch Verweigerung der Teilnahme am Unterricht entschieden in den Proteststreik mit eingebracht, um auf diese Weise klarzumachen, dass die verbrecherische Anordnung des Gauleiters von einem Großteil der Luxemburger entschieden abgelehnt wurde.

Meine Schwester Marguerite, die in Walferdingen die Lehrerinnenbildungsanstalt besuchte, hatte mit ihren Kommilitoninnen ebenfalls gestreikt. Tage später wurden zwei Polizeibeamte in unserer Wohnung vorstellig, wo Marguerite verhaftet und abgeführt wurde. Wir sahen sie längere Zeit nicht wieder. Erst Tage später ging uns ein Brief der deutschen Behörde zu. In diesem Schreiben wurde verkündet, dass unsere Eltern nicht in der Lage gewesen wären, ihre Tochter Marguerite im Geiste des Nationalsozialismus zu erziehen, so dass man gezwungen sei, ihre Erziehung der Hitlerjugend zu übertragen. Erst Wochen später wurde bekannt, dass man die Mädchen in ein nationalsozialistisches Lager nach Adenau gebracht hatte. Lediglich meiner Mutter war es erlaubt, Marguerite zu besuchen, und das nur ein einziges Mal. Sie musste kilometerweit durch hohen Schnee stampfen, um vom Bahnhof nach „Marienthal“ zu gelangen. Allerdings konnte die nationalsozialistische Sondererziehung Marguerite nicht viel anhaben. Im Gegenteil, als zwangsverpflichtet zur Arbeit in den Weinbergen konnte sie später als Dolmetscherin, den Amerikanern behilflich sein, die genauen Koordinaten der Verstecke der deutschen Stellungen im engen Ahrtal anzugeben (Ihre Kenntnisse kamen den Amerikanern beim Kampf um Remagen zugute, da sie sich die Stellungen der Geschütze gemerkt hatte).

Von der Einberufung in die deutsche Wehrmacht war außerdem unser Cousin Goebel Josy betroffen. Dieser wurde sozusagen in unserem Hause erzogen, und er war für uns wie ein Bruder. Josy war bei der Eisenbahn beschäftigt. Er war ein ausgezeichneter Sänger, der mit seiner wunderbaren Tenorstimme sogar des Öfteren im städtischen Theater auftrat.

Als 1921 Geborener wurde er im Jahre 1943 in die deutsche Wehrmacht einberufen. Er fiel im August 1943 an der Ostfront, und zwar bei den Kämpfen um Welikje-Luki. Wir bekamen wohl Nachricht von seinem Tode. Wo er begraben ist, erfuhren wir jedoch nie.

Nach dem Streik vom August 1942 gab es auch in unserer Schule verschiedene Änderungen. Da auch Schülerinnen von uns am Streik teilgenommen hatten, bekam die Schule einen deutschen Direktor, das Lehrpersonal wurde ausgewechselt und viele Schülerinnen wurden vom Unterricht ausgeschlossen. Meine Schwester und ich, wir befanden uns ebenfalls unter jenen, deren Verbleib auf dem „Fieldgen“ nicht mehr geduldet wurde. Auch wir hatten uns erkühnt, die verbrecherische Verordnung des Gauleiters durch unsere Teilnahme am Streik mit Entschiedenheit abzulehnen.

Ich wurde im Ernährungsamt dienstverpflichtet und meine Schwester kam zur Post.

An diesen uns zugeordneten Arbeitsstellen konnten wir den Nazis empfindlich schaden. Ich selbst konnte Lebensmittelmarken beiseite schaffen, um sie Bedürftigen zukommen zu lassen, Da meine Schwester im Fernsprechdienst Verwendung fand, konnte sie Telefongespräche der

Deutschen abhören und wichtige Informationen an die Resistenz weiterleiten, besonders hilfreich bei den anstehenden Umsiedlungen.

Es gab sogar viele Leute, die bei uns Geld ablieferten, das in einem Fond gesammelt wurde, um Notleidenden, darunter auch Deserteuren oder Deportierten, zu helfen. Wir hatten hier allerdings einen deutschen Chef namens Möller xaus Mainz, der uns auf die Finger sah und uns beschimpfte. Er war ein echter Nazi. „Gagullenhocker und grasgrüne Seeaffen“ waren seine beliebtesten Ausdrücke, mit denen er uns bedachte. Erst als er die Nachricht bekam, dass sein Sohn an der Front gefallen war, wurde er umgänglicher.

Während dieser Zeit wurden auf Initiative von Angestellten der Postverwaltung im ganzen Lande, namentlich aber im Ösling, so genannte Sammelaktionen durchgeführt. Ich kann mich noch bestens erinnern, dass wir in einer Gruppe von Mädchen und Jungen, als Wandergruppe getarnt, mit der Eisenbahn von Luxemburg nach Ettelbrück fuhren und von dort die einzelnen Dörfer besuchten. In Ettelbrück wurde diese Aktion vom damaligen Postvorsteher, Herrn Daleiden, geleitet. Er ging dann mit uns in die einzelnen Dörfer, wo diejenigen Einwohner kontaktiert wurden, die bereit waren, Lebensmittel oder Geld für versteckte Deserteure oder für die Umgesiedelten zu spenden. Ich selbst nahm an diesen Ausflügen teil, da meine Zwillingsschwester ja bei der Post zwangsverpflichtet war und jedes zu dieser heimlichen Organisation gehörendes Mitglied eine Person seiner Wahl mitnehmen durfte.

Die auf Initiative der Postverwaltung aufgestellte Wandergruppe, die durch die Dörfer im Norden des Landes zog, um Geld oder Lebensmittel für versteckte Deserteure oder Umgesiedelte zu sammeln.

In Welscheid

Vianden

Vianden

Wie bereits erwähnt, leitete mein Vater im Hüttenwerk Dommeldingen die Schmiede.
Als dann einige Monate vor der Befreiung durch die Amerikaner, der Bahnhof Luxemburg mit Dependenzen mehrere Male das Ziel von alliierten Bombenangriffen war, wurde meinem Vater befohlen, dort Aufräumungsarbeiten vorzunehmen. In seiner Arbeitskolonne befanden sich ebenfalls gefangene Russinnen und Russen, von denen viele bei den Angriffen den Tod gefunden hatten. Einer russische Ärztin, die bei einem Angriff alle ihre Kleider verloren hatte, half mein Vater aus, indem er ihr Kleider aus der Garderobe meiner Schwester Marguerite gab. Später wurde mein Bruder nach Trier zwangsverpflichtet.

Besonders zwischen 1940 und 1942 halfen wir französischen Gefangenen, die aus einem Lager in Deutschland entwichen waren. Von unserem Hause, in Helmsingen, gingen wir dann über die Hauptverbindungsstraße Richtung Stafelter. Die Franzosen, die sich im Wald beidseitig der Straße versteckt hielten, kamen dann auf ein vereinbartes Zeichen heraus, und wir geleiteten sie in ein unbewohntes Haus in unserer Straße. Dort blieben sie, bis wir ihnen durch gute Kontakte gefälschte Papiere besorgt hatten, mit denen sie die Heimreise nach Frankreich wagen konnten. Die Kontaktnahme mit den Franzosen geschah durch einen Mittelsmann, der ihnen erklärte, auf welche Weise ein Treffen zwischen ihnen und uns arrangiert werden konnte. Damit sie aus ihrem jeweiligen Versteck herauskamen, um mit uns in Verbindung zu kommen, benutzten wir die französischen Erkennungsverse „Au claire de la lune“ und wir fügten „Suivez-nous“ hinzu.

Deutscher Munitionswagen prallte gegen das Haus Schanen

Ein tragischer Unfall mit schweren Folgen ereignete sich im Bereich unserer Wohnung, wobei mehrere deutsche Soldaten zu Tode kamen. Es war kurz vor der Befreiung, vom 10. September 1944, als es zu diesem tragischen Unfall kam. Tatsache ist, dass an einem deutschen Munitionswagen, der die abschüssige Straße vom „Stafelter“ herunterkam, die Bremsen versagten. Auf dem Wagen standen mehrere deutsche Soldaten. Das Fahrzeug prallte mit größter Heftigkeit gegen das Haus der Familie Schanen. Bei diesem Unfall fanden meiner Erinnerung nach vier deutsche Soldaten zu Tod. Die Leichen dieser Soldaten waren nicht nur verstümmelt, sondern man fand später in einem Baum unseres Gartens noch Leichenteile, während die anderen, bis zur Unkenntlichkeit verunstalteten Toten im Bereich der Unglücksstätte lagen. Bevor der Munitionswagen gegen die Mauer prallte, standen die Soldaten aufrecht auf dem Wagen. Hinter dem Koppelzeug ihrer Uniformen staken die bekannten Stielhandgranaten. Ich selbst habe die Verunglückten gesehen, als sie nach der Explosion im Bereich der Unfallstelle lagen. Aus dem Rücken eines tödlich Verletzten kam noch Rauch hervor. Es war ein schrecklicher Anblick, den ich niemals vergessen konnte. Das Foto, das diesen Munitionswagen zeigt, wurde von einem deutschen Soldaten namens Willy Berensen, wohnhaft in Hannover, Stadtteil Kirchweide, Brackestraßte 10 aufgenommen. Dieser war ein gebildeter Mann, der mehrere Sprachen beherrschte und seine große Abneigung zum Hitlerregime nicht versteckte. Er lag lange Zeit in Walferdingen in Quartier und war mit einer Kusine von mir verlobt. Beide wollten nach dem Krieg heiraten. Er ist allerdings zu Kriegsende gefallen.

Als am 10. September 1944 die ersten Amerikaner in Walferdingen einrückten, kannte die Freude der Bevölkerung keine Grenzen. Schnell hatten wir aus uns zur Verfügung stehenden Stoffen eine rot-weiß-blaue Fahne zusammengenäht, um unserer Freude über die Befreiung und gleichzeitig unsere patriotische Haltung während der Nazi-Besatzung zu bekunden.
Um eine einigermaßen gut aussehende Fahne zu nähen, musste ich sogar mein blaues Unterhemd hergeben.
Die amerikanische Armee hatte das gesamte Areal der späteren Walferdinger Kaserne mit Soldaten und Material belegt.
US-Soldaten waren ebenfalls in unserem Nachbarhaus einquartiert.

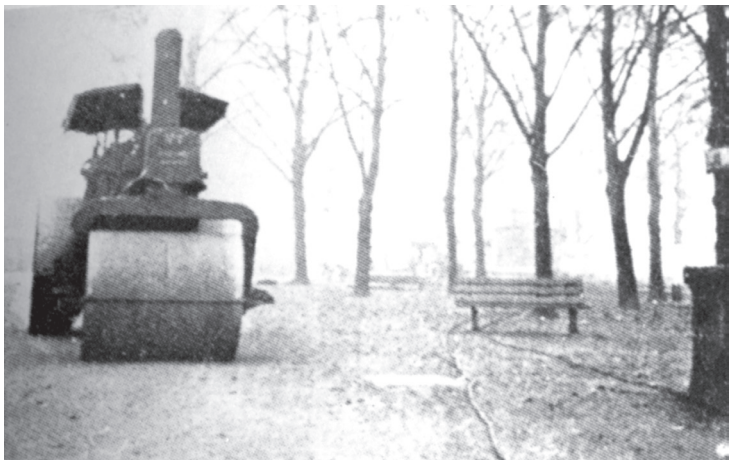
Beim Umsturz unseres Nationaldenkmals „Gëlle Fra“ spielte unsere Familie eine Rolle von tragender Bedeutung, die wahrscheinlich den Wenigsten bekannt sein dürfte. Mein Bruder Theo, der von Anfang an der Resistenzorganisation LVL (Lëtzebuerger Vollekslegioun) angehörte war ja, wie bereits erwähnt, beim Bauunternehmer Grosber als LKW-Fahrer beschäftigt. Nachdem die Deutschen „die Gëlle Fra“ am 21. Oktober 1940 mit einer Dampfwalze von ihrem Sockel heruntergerissen hatten, brach diese in mehrere Teile auseinander. Eine Transportfirma wurde von den Deutschen damit beauftragt, das in Stücken zerlegte Gedächtnismal von ihrem Standort zu entfernen. Dies nachdem es am Tage des Umsturzes erheblichen Tumult gegeben hatte. Auf jeden Fall befanden sich kurze Zeit nach dem Abriss Trümmerstücke des Memorials auf dem Materiallager der Firma Grosber, 42, rue de la Valée -damals Talstraße- in Luxemburg-Hollerich. Unter den Trümmern befand sich ebenfalls das Hauptelement des Denkmals, nämlich das Standbild der „Gëlle Fra“. Damit die Deutschen nicht auf die Idee kommen sollten, dieses Nationaldenkmal gänzlich zu zerstören oder gegebenenfalls einzuschmelzen, wurde das Standbild von mehreren Mitgliedern unserer Familie, unter ihnen auch ich, in Tüchern und Decken eingeschlagen und unter einem größeren Holzstapel im Lagerschuppen der Firma Grosber versteckt. Beteiligt war ebenfalls ein Angestellter der Firma Grosber, ein italienischer Staatsbürger vornamens Carlo. Auf diese Weise wurde das Standbild der „Gëlle Fra“ einem weiteren Zugriff durch die Nazis entzogen.

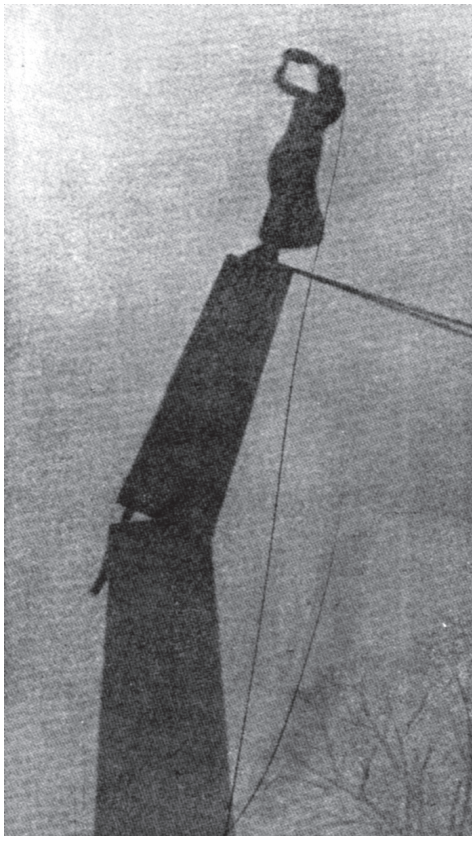
Anna Goebel

Bei dieser Aktion waren folgende Personen beteiligt: Mein Bruder Theo, ein Angestellter der Firma Grosber , Lentz Lucie, die Ehefrau meines Bruders Theo, meine Mutter Anna Goebel, sowie meine Schwestern Marguerite, Maria und ich selbst. Als besonderer Hinweis gilt die Tatsache, dass die Zivilheirat meines Bruders am 19. Oktober 1940 auf dem Standesamt in Walferdingen vollzogen wurde. Dies war eine Vereinbarung zwischen dem Bürgermeister der Gemeinde Walferdingen und meinem Bruder. Diese Vereinbarung wurde getroffen, um meinem Bruder ein Alibi zu verschaffen, im Falle wo er von den Nazis als LVL-Mitglied enttarnt und mit dem Verschwinden der „Gëlle Fra“ hätte in Verbindung gebracht werden können. Die „Gëlle Fra“ sollte nämlich bereits am 20. Oktober zerstört werden, doch verzögerte sich der Abriss um einen Tag. Hätte man meinen Bruder, als Mitglied der „Lëtzebuerger Vollekslegioun“ verdächtigt, am Verschwinden des Standbildes mitgewirkt zu haben, dann hätte er immerhin darauf hinweisen können, dass seine Heirat gerade in diesen Zeitraum gefallen sei, so dass es unter diesen Umständen absurd sei, ihn der Mithilfe zu verdächtigen. Er hätte nämlich argumentiert, dass es jedem einleuchten müsste, dass ein Mann der einen oder zwei Tage vorher geheiratet hätte, sich nicht zu einem derartig gewagten Unternehmen zur Verfügung stellen würde. Ich kann mich erinnern, dass nach dem Krieg des öfteren über den Verbleib der „Gëlle Fra“ gesprochen wurde. Als die Statue in den frühen fünfziger Jahren jedoch wieder auftauchte, fanden wir es nicht für nötig, mit unserer Geschichte an die Öffentlichkeit zu gehen. Damals hätte man unsere Darstellung möglicherweise als Wichtigtuerei abgetan.

Mir ist bewusst, dass meine Aussagen zu manchen Spekulationen Anlass geben können, zumal es sich um eine Schilderung handelt, die von geschichtlicher Bedeutung ist. Ich kann heute nur versichern, dass meine Angaben hundertprozentig der Realität entsprechen.
Interview vom 17. Juni 2015 und 26. Juli 2016

Die Zerstörung der Gëlle Fra am 21. Oktober 1940





Jos Mosar, Rentner, geboren am 16. September 1927, wohnhaft zu Bereldingen weiß zu erzählen:

„ Ich war ab Januar 1951 beim Wasserwerk der Stadt Luxemburg beschäftigt. Als ich meine Arbeit aufnahm, befand sich der Betrieb in Luxemburg-Hollerich, gegenüber dem damaligen Schlachthaus. Auf dem gleichen Gelände war der städtische Straßenbaubetrieb angesiedelt. Bereits am ersten Tag, als ich meine Arbeit aufnahm, bemerkte ich in einer Remise eine lange Holzkiste, die aussah wie ein überdimensionaler Sarg. Der Deckel der Kiste war vernagelt, so dass ich zu keinem Zeitpunkt gesehen habe, was der Kasten enthielt. Von Arbeitskollegen wurde jedoch regelmäßig erwähnt, dass die „Gëlle Fra“ sich in der Kiste befinde. Jedes Mal, wenn jemand sich auf die Kiste setzte wurde gesagt: „Pass op du sëtz op der Gëlle Fra!“. Für mich bestand kein Zweifel, dass die Kiste die Statue der „Gëlle Fra“ enthielt, die wie mir bestens bekannt war, im Jahre 1940 von den Nazis niedergerissen worden war.
Es mag dann ein Jahr später gewesen sein, als das Lagergelände geräumt wurde. Das Wasserwerk kam nach der „Millebaach“ und der Straßenbaubetrieb bekam ein neues Lager, in der Nähe des Fußballstadions an der Arloner Straße.
Das Gelände wurde vom „service voirie“ geräumt.
Als Fußballspieler trainierte und spielte ich in den Jahren 1947-1956 regelmäßig mit der Nationalmannschaft und von 1956 bis 1961 mit der Spora auf dem Stadion, wo „Blaise Flor“ die Aufsicht führte.
Die Statue der „Gëlle Fra“ lag zu diesem Zeitpunkt unter der Haupttribüne. Oft hörte ich „Flor“ scherzhaft sagen, man möge nicht zuviel Krach machen, denn unter der Tribüne ruhe die Gëlle Fra. Für mich bestand kein Zweifel, dass die mit der Räumung des Lagers in Hollerich beauftragte „voirie“ die Holzkiste in ihr neues Lager mitgenommen hatte, und dass die Kiste zu irgendeinem Zeitpunkt dann im Stadion unter den Sitzbänken der Haupttribüne abgestellt wurde. Da zum damaligen Zeitpunkt sowohl die Beschäftigten des Wasserwerkes als auch die des Straßenbaubetriebes wussten, dass die Statue der „Gëlle Fra“ sich auf dem Lagergelände in Hollerich befand, mussten wir ja alle annehmen, dass auch unsere Vorgesetzten im Bilde waren, so dass der Verbleib des Standbildes für uns nichts Geheimnisvolles darstellte. Wieso später, beim Aufstöbern der Statue, auf dem Stadion, ein derartiger Rummel entstehen konnte, habe ich nie verstanden. Der damalige Chef der „voirie“ war ein Wegewärter namens Thinnes Jos. Von den Arbeitern kann ich mich noch an die Namen Eugen Hanck, Jean Rippinger und Jos Maréchal erinnern. Vage erinnere ich mich auch noch an die Firma Grosber, denn diese arbeitete auch für das Wasserwerk, um Gräben für die Wasserleitungen anzulegen. Ich glaube, die Firma hatte einen Vorarbeiter namens Henri Graf.

Linster Carlo, Sohn von Theo Linster, erinnert sich:

„Mein Vater war der Bruder von Tante Eugénie. Ich erinnere mich, dass mein Vater des öfteren über die Kriegsjahre 1940 bis 1945 sprach, wobei er gelegentlich seine Tätigkeit in der Resistenz erwähnte. Oft kam auch zur Sprache, dass er mit seiner Familie dafür gesorgt hätte, dass das damalige Nationaldenkmal, die „Gëlle Fra“, in einem sicheren Versteck untergebracht wurde. An Details seiner Erzählungen kann ich mich nicht mehr erinnern, da ich als Kind oder später als Heranwachsender wohl hie und da etwas auffing, leider diesen Ausführungen nicht genügend Beachtung schenkte.
Ich wusste jedoch, dass meine Tante Eugénie sich noch genau daran erinnern konnte, auf welche Weise die „Gëlle Fra“ anno 1940 dem Zugriff durch die Nazis entzogen wurde.“

Linster Eugénie heiratete am 6. September 1946 den aus Canach stammenden Eugène Ronkar.

Eugène Ronkar, geboren am 11. Juni 1921 in Canach, war Mitglied der luxemburgischen Freiwilligenkompanie und wurde mit seinen Kameraden am 4. Dezember 1940 nach Weimar in Thüringen deportiert. Er desertierte am 3. September 1943, gemeinsam mit 7 Kameraden. Sie kamen zu dritt nach Mertzig, wo sie im Hause von Victor Kips versteckt wurden. Außer Eugène waren es Arnold Even und Robert Seil. Als das Haus der Familie Kips am 21. November 1943 von Gestapoleuten regelrecht gestürmt wurde, waren die drei Deserteure der Freiwilligenkompanie im Haus. Es gelang ihnen jedoch zu fliehen, nachdem Robert Seil einen der Gestapomänner mit einer Pistole niedergestreckt hatte. Eugène Ronkar trat nach Kriegsende als Unteroffiziers-Anwärter in die neu geschaffene luxemburgische Armee ein. Nachdem die obligatorische Militärpflicht im Jahre 1967 abgeschafft worden war, degagierte man den Chef-Adjutanten Eugène Ronkar zum CNA nach Senningen.

Anmerkung: Dieser Bericht kam durch Zufall zustande, nachdem Carlo Linster den Verfasser mit seiner 90-Jährigen Tante bekannt gemacht hatte.

31.10.2016 Paul Heinrich

Mäi Schaffen an der Resistenz 1942/44

Den Adolphe de Waha gouf de 7. Februar 1911 zu Méischduerf gebuer, a war vu Beruff Fieschter. An de Krichsjoeren huet hien zou Esch/Sauer geschafft. Nom Krich huet hie seng Erliefnesser als Resistenzler an engem Rapport festgehal.
Den Originaltext aus dem Joer 1945 gouf an déi haiteg Orthographie iwwerdroen, ouni eppes um Text ze veränneren. Nëmmen d'Interpunktioun gouf ergänzt, fir doduerch den Text méi verständlech ze maachen. Schwéier liesbar Wieder, déi net mat Sécherheet entziffert kënne ginn, an Erklärunge stinn zwëschen [].

T.K.

Duerch e gudde Frënd aus menger Militärzäit, dem Klinger Théid vu Bouneweg, deen e Refraktär beim Thill Will zou Masseler sëtzen hat, sinn ech mat der L.V.L. a Relatioune komm. Et wor och do, wou ech d'éischt aktiv an der V. [?] geschafft hunn. Ech hunn dem Thill Will, deen déi Zäit 3 Refraktären hat, Liewesmëttel geliwwert, Brout, Fleesch, Konserven a.s.w. Zum gréissten Deel krut ech dat zou deem Zweck beim Hôtelier Ferber Arth. zou Esch/Sauer a beim Brack Jos zou Eschduerf. Dat wor am Wanter 42-43. Aneres hunn ech bei de Bauere gehamstert, ouni dat déi awer woussten, wouhin déi Wuere goungen. Vum Klinger Théid krut ech och zwou Adresse vun Ëmgesidelten, deenen ech Liewesmëttelpäck am Numm vun hirer Famillje geschéckt hunn. Ufangs Mee 43 koum ech duerch de Gendaarm Clees Nic vun Heischend un de Gruppechef vun der L.V.L., den Haas Jos vun Eschduerf, wou ech als Member matgeschafft hunn. Ech hu Gewierer a Munitioun zesummegeschaaft, Messagen hin an hier geschaaft a.s.w. Zwéin Deeg virun der Heischenter Kiermes 43 hunn ech am Opdrag vum Gch. [Gruppechef] Haas fënnef Refraktären, de Reimen Albert vun Housen, de Lallemang Péity vu

Wolz, 2 Bridder Zeyen vu Kautebaach an e 5., deem senger ech mech net méi genee erënneren, vu Masseler aus dem Haus Thill bis an d'Noperschaft vun Eschduerf bruecht. Méi wéi 4 Stonne Wee, duerch Déck an Dënn. Bei Eschduerf hunn ech se un déi zwéi Bridder Stephany, allebéid Woner zou Eschduerf, iwwerginn, déi se an de Réidener Kanton weidergeleet hunn.
Ëm déi Zäit woren zou Lëlz an zou Ënsber 8 Jonge verstoppt. Am Haus Reiners zou Lëlz de Gillen Felix vun Iechternach, am Haus Lux zou Ënsber de Pierchen ? vu Rolleng bei Miersch an de Michi ? vu Beefort, am Haus Theisen de Mack ? vu Baschelt, beim Paschtouer Simon zwéi vu sengen Neveuen, och zwéi Simonën, an op dem Neihaff beim Jacobs Franz de pol. [politesche] Flüchtling Klensch Raym. vu Betebuerg an de Refraktär Sossong Lus vun Nidderkuer. Déi woren duer deelweis vum Paschtouer, deelweis vu Privatleit placéiert ginn. Am Opdrag vum Kantonalchef Peiffer Mich vu Wolz, deem seng Bekannschaft ech an där Zäit gemaach hat, hunn ech déi Jongen an déi Leit, déi mat der Saach ze dinn haten, an d'Organisatioun iwwerholl. Deemools hunn ech och ee vu menge beschte Mataarbechter, den Origer Jang vu Lëlz, fir eis Saach gewonn.
Déi Heischenter Kiermes 43, wéi déi bekannt Schéisserei virkoum, wéi 2 preisesch Gendaarmen an ee Refraktär leie blouwen, wor ech duerch de Gendaarm Clees avertéiert, ee vun deenen éischten, nach virun dem Dokter an dem Geriicht, bei de Läiche wor fir evtl. d'Identitéit vum Refraktär festzestellen, resp. seng Pabeiere verschwannen ze loossen oder soss Néideges ze ënnerhuelen. Duerch mäi Beruff als Fieschter an als "deutscher Beamter" konnt ech mat mengem Motor iwwerall passéieren, an hunn de ganzen Dag tëschent der Gendarmerie duerch de Gendaarm Clees, an dem Grch. Haas an den Nopeschdierfer déi néideg Uweisunge ginn resp. hin an hier geschaf. Ech gouf vun alle Moossnamen, déi d'Preisen ënnerhuele wollten, avertéiert an hunn duerno meng Uweisunge getraff. De Klinger Théid huet gehollef an der folgender Nuecht 12-15 Refr. aus deelweis vu preisescher Polizei a Militär ëmstallten Dierfer erausplënneren, sou zou Géischdref, Toodler an Ënsber. Véier Dierfer, wou 24 Stonne virdrun nach méi wéi 30 Refr, souzen, goufen duerchsicht, net ee gouf fonnt. Meng Kollegen an ech woren erléist, wéi nuets ëm eng Auer d'Nouvelle koum, dat duerch e falschen Alarm oder en Iertom e puer honnert Militär a Polizei op Mierschend bei Veianen gelackelt goufen, an eis domat aus der geféierlechster Situatioun vun eisem ganze Schaffen heel erausbruecht hunn. Ech denken hei besonnesch un de Fieschter Jacobs vum Neihaff, dee während deene 5 od. 6 Dee duerno déi 9 Jongen, déi zou Ënsber verstoppt woren, ënner Dag hat, bis se rëm konnten zréck op hier Plaze goen.
Ongeféier dräi Wochen duerno krut ech mëttes ëm 2 Auer Nouvelle, dat Ënsber misst geraumt ginn, wéint enger Noléissegkeet, op déi ech net weider wëll agoen. Bei där Geleeënheet hunn ech mech un de spéidere Grch. [Gruppechef] Peiffer Néckel vu Kauneref gewandt, an zesumme mat him 8 neier Plaze gesicht, a bis owes 11 Auer scho mat den Ënsber Jonge besat. Eng zou Esch/Sauer beim Goffinet, eng zou Bitscht beim Collé, zwou zu Kauneref beim Paschtouer Wanz, eng beim Nonnweiler zu Kauneref, eng beim Peiffer selwer an zwou zu Baschelt. Déiselwecht Zäit hunn ech zu Géischdref ugefaang ze schaffen an den Nothar Norb. vun Nidderkuer, deen ech vum Folcheid Gust vun Uewerkuer geliwwert krut, bei der Joffer Altmann zou Géischdref plazéiert.
Zou Bitscht, dat nach net organiséiert wor, hunn ech de Schmitz Mett vereedegt, him direkt e Jong dohigesat, a mat him zesummen neit Plazen an nei Membere gesicht. A kuerzer Zäit hate mer do 13 Jonge plazéiert, dovu 4 op dem Horgershaff, 4, zäitweileg souguer 5 beim Schmitz selwer, 2 beim Schweich Jos, 1 beim Collé an 1, ech gleewen bei engem gewëssen Demuth.
Ënsber ass no ongeféier 6 Wochen rëm frësch besat ginn. Deels mat deenen ale Jongen, deels mat neien. Et huet awer net allze laang gedauert, du musst et fir d'drëtt geraumt ginn. Duerno gouf et net méi staark besat, ausser den Neihaff mat 4 an de Buerfelt mat 5 Jongen.

Dem Rottechef vu Lëlz, dem Origer Jang hunn ech de Barnich Louis vun Néngsen uginn, nodeem ech schonn d'Famillje Meyers fir d'Saach gewonn hat, an e beoptragt, do eng nei Rott opzebauen. De Barnich Louis huet sech prima gemaach, an zesumme mat dem Origer Jang déi bescht Rott a mengem Bezierk opgebaut.
Am Hierscht 1943 hunn déi vu mir opgebaut Rotten, Esch/Sauer, Kauneref, Bitscht, Néngsen, Lëlz, Ënsber, Mecher a Léifreg ënnert mengen Direktiven Hand an Hand geschafft. Jonge sinn iwwerall plazéiert ginn, zum groussen Deel vu mir selwer, an am Zesummeschaffe mat dem Grch. [Gruppechef] Haas vun Eschduerf ausgetosch ginn. Dosende sinn duerch meng Hänn gaangen, fir an aner Gruppe weidergeleet ze ginn. Ca 50 – 80 Jonge si beim Rch. [Rottechef] Origer zesummegezu ginn an iwwer Tarchamps an d'Belscht geliwwert ginn. Déi meescht vun deenen Nimm wore mir ni bekannt, et géing och ze wäit féieren, se opzezielen an de Liwwerant festzestellen.
Mëtt Oktober huet de Kantonalchef Peiffer Mich missen duerch d'Bascht goen. Den Haas Jos an ech stoungen als Grch. [Gruppechef] ouni eng Verbindung no uewen do. Kee Kch. [Kantonalchef] méi, kee Courrier kënnt a wochelaang guer näischt héieren. Mir hunn eis all erdenklech Méi ginn, nei Verbindung no uewen ze kréien. No 2 Méint endlech koum ech un de [Welter] Louis vu Walfer an un de Jacoby Albert vu Räichel. Déi zwéin hu mer eng Entrevue mat dem Armurier Glodt vu Woltz verschaaft, dee Verbindung an d'Stad hat a bereet wor, déi verfuere Kar rëm an dat alt Gleis ze bréngen. En huet mat aller Méi am Kanton Wolz, wéi no dem Peiffer Mich sengem Ofgank jiddereen sech gewinnt hat, op eege Fauscht ze schaffen, erëm Uerdnung geschaf, an erëm Verbindung mat all Gruppechef opgeholl.
Als Grch [Gruppechef] hunn ech mech ëm all eenzelnen vun deenen deemools ca 40 Jongen, déi a mengem Grupp souzen, gekëmmert. Ech hu selwer a preisescher Uniform Transporter gemaach, gewéinlech mat de Jongen hannen op dem Motor. Sou de Lallemang Péity (Wolz) vu Gréiwels bis bei Wolz, wou den Hansen Nuckes en ofgeholl huet; de Schuller ? (Eschduerf) vun Esch/Sauer bis bei Wolz iwwerginn un de Bréifdréier Wolf vu Wolz; de Saviola Charel[] (Bouneweg) vun Toodler op Masseler un den Thill Will; den Nothar Norbert vu Boukels op Géischdref bei d'Joffer Altmann; de Boever Jos. (Masseler) vun Esch/Sauer op den Neihaff, an anerer, wou ech mech der Ëmstänn net méi genee erënneren. Dosende vun aner Transporter hunn ech arrangéiert a geleet a vu mengen zouverlässegste Mataarbechter ausféiere gelooss. Den Holzheimer J. P. an der Ferber Néckel vun Esch/Sauer, de Peiffer Néckel vu Kauneref, de Schmitz Mett vu Bitscht, den Origers Jang vu Lëlz an de Barnich Louis vun Néngsen hunn a muncher Nuecht munch geféierleche Wee gemaach. Verschidde Mol och de Peiffer Leo an de Romé Alois vun Ënsber. Wor iergend eng Bespriechung néideg, hunn d'Gruppechef sech, meeschtens nuets bei mir am Haus, zesummefonnt; hat ech engem eenzelnen eppes matzedeelen, konnt ech, well ech als Fieschter an all Haus ze dinn hat, bei hinne passéieren. De Gillen Felix vun Iechternach an de Wanderscheid Vik vu Luerenzweiler, déi onbedéngt mat hire Leide schwätze mussten, hunn ech nuets zou deem Zweck vu Kauneref rof a meng Wunneng geholl an se d'Nuecht drop erëm zréckféiere gelooss.
Am hallwen Abrëll 1944 gouf ech sonndes géint 11 Auer vum Grch. [Gruppechef] Origer a vum Dokter Zoller vu Réiden avertéiert, dat zou Néngsen am Haus Graas de Refr. [Refraktär] Huberty Franz vun Uerschdref mat schwéierer Blinddarmentzündung léich, an nach onbedéngt de selwechten Dag misst operéiert ginn. Ech hunn zwar den Dr. Zoller als Dokter kannt, awer kee Chirurg, deem ech hätt kënnen de Fall uvertrauen. Nodeem ech bei verschiddene Vertrauensleit vun ons näischt erreecht hat, beim Dr. Schumann vun Ettelbréck, beim Welter Louis vu Walfer a beim Dr. Carels aus der Fiels, sinn ech mam Dr. Zoller op gutt Gléck op Eech bei den Dr. Faber gefuer, vun deem ech wousst, dat hie schonn ähnlech Fäll akzeptéiert hat. Den Dr. Faber war direkt d'Accord. Mir sinn zréck op Néngsen gefuer, an nodeem mir verschidde

Wuechten ausgestallt haten, hu mer de Franz nomëttes ëm 4 Auer an den Auto gelueden an ouni Pabeieren an d'Stad gefouert. D'Operatioun konnt nach grad zur Zäit gemaach ginn, well de Blinddarm ass iwwer der Operatioun geplatzt. Ech hunn hien als mäi Koseng Peiffer Leo vun Ënsber androe gelooss, an dem Leo nach de selwechten Owend matgedeelt, dat hie fir 14 Deeg od. 3 Wochen ze verschwannen hätt. D'Madam Graas vun Néngsen huet sech e puer Dee an d'Bett geluecht, fir d'Nopere gleewen ze dinn, dat den Dokter fir si do wor. Dem Leo seng Schwëster Octavie huet hien am Ernährungsamt ofgemellt, fir dat de Franz mat dem Leo senger Kaart an der Klinik leie konnt. Der Famillje Peiffer hunn ech Liewensmëttelkaarte besuergt, fir den Ausfall auszegläichen, an de Leo an der Stad duerchbréngen ze kënnen. D'Heelung ass, wann och mat enger klenger Komplikatioun, gutt verlaf. Fir bei de Schwësteren de Schäin ze bewahren an eis net opfälleg ze maachen, sinn ech selwer de Franz 4 Mol besiche gaangen; aus deem selwechte Grond och dem Leo seng Schwëster, d'Madam Linster aus der Stad. Mir hunn him Wäin, Kuchen a.s.w. zoukomme gelooss. No 3 Wochen, den 2. oder 3. Dag no dem 2. Bombardement vun der Stad, hunn ech hie vum Vetrinär Lang Charel, deen deemools zou Gerolstein dienstverpflicht wor, mat sengem Auto no Esch/Sauer a meng Wunneng huele gelooss, rëm eng Kéier ouni Pabeieren, a vun do aus owes bis bei Néngsen gefouert, wou e vum Grch. [Gruppechef] Origer an dem Rch. [Rottechef] Barnich ofgeholl gouf, fir an d'Haus Graas op Néngsen zréckzegoen.

Am Februar 44 goufe mir därmoosse mat Jongen iwwerschwemmt, dat et onméiglech wor, se all an Haiser ënnerzebréngen. Mir hunn ugefaang Bunkeren ze bauen. Den 1. No bei Masseler ënnert der Leedung vum Thill Will, wor mat 8 Jonge besat. Déi sinn och zum gréissten Deel vun him selwer ravitailléiert ginn. Enn Mäerz 44 ass de Bunker verrode ginn an ech hu sechs vun den aacht Jongen, d'politesch Flüchlinge Folscheid Aug. vun Uewerkuer a Gengler Corn. vun Nacher, d'Refraktäre Weber Pier vun Nacher, Reimen Albert vun Housen, Meylender Albert vun Nacher an de Jans Ugen (od. Jos) vun Dol an e Bunker bei Kauneref iwwerholl, dee scho mat dräi Jongen, dem Corring Raym. vun Ettelbréck, e Jans vun Dol an engem drëtten, deem senger ech mech net méi erënneren, besat wor. Well de Ravitaillement vun deene sechs fir mech awer ze ëmständlech wor, hunn ech an der Noperschaft vun Esch/Sauer en neie Bunker baue gelooss, an der fënnef duer iwwerholl. Véier blouwen der am Kaunerefer zréck. Kuerz duerno koum nach de Keilen Alois vun Dol derbäi. Wéint enger Differenz si geschwënn drop erëm véier Mann an en nei geschafene Bunker op Dol geliwwert ginn. An den Escher Bunker, dee vu mir, ënnert der Mathëllef vum Holzheimer Josy an dem Ferber Néckel ravitailléiert gouf, koum de Majeres Jos vu Wolz an de Welter Jang vun Eschduerf nach bäi. [Nom] Juli sinn nach an dee Bunker zwéin amerikanesch Krichsgefaangener an op Léifreg bei de Feider Jules ee komm, deen ech de Preise bei engem Transport zou Esch/Sauer ewechgeschwat an opgefaangen hat. Vun deem Ableck u bis den 10. September wor de Bunker ëmmer mat néng Mann besat. Den 1. September 44 huet de Paschtouer Claude Rob. vun Esch/Sauer duerch [d'Bascht] missen. Ech hunn him menger Zivilkleeder ginn a e provisoresch an de Bunker setze gelooss. Den aneren Dag koum e bei säi Konfrater op Kauneref, wou e bis den 10. September verstoppt wor. Gläichzäiteg mat mir huet och den Origer Jang vu Lëlz e Bunker baue gelooss, an deem hien alt 11 an 12 Jonge sëtzen hat. Den Nickels Jos vu Kauneref hat ee mat zwéin an dräi Jongen tëschent Kauneref a Lëlz, den Haas Jos vun Eschduerf ee mat 10 Mann besat no bei Heischent.

De Reimen Albert vun Housen, deen an dem Escher Bunker wor, huet ufangs Juni ugefaang ze kränkelen. Well soss keng Méiglechkeet bestoung en Ënnerdaach ze kréien, hunn ech hie bei mech op eng Mansard geholl, obschonn ech net eleng am Haus gewunnt hunn. Den Dr. Zoller vu Réiden, deen ech verschidde Mol dohi komme gelooss hunn, huet e soignéiert a rëm glécklech op d'Bee bruecht. No engem Mount gudder Fleeg konnt ech hien erëm an de Bunker zréckféieren, wou ech hien nach weider mat Medikamenter versuergt hunn.

Fir de Ravitaillement vun all deene Bunker a fir deene Leit, déi Jongen ënnerdaach haten, ze hëllefen, hunn ech am Wanter 43 op 44 ugefaangen ze schluechten. Déi zwéin éischt Ranner hunn ech zou Bitscht beim Schmitz Mett kaaft an och nuets do geschluecht. Zwee aner hunn ech op dem Horgershaff bei Bitscht kaaft an och do geschluecht; ee Stéier vu 500 Kilo hunn ech beim Huberty zou Mecher an am Bësch beim Escher Bunker geschluecht. De Peiffer Néckel an de Schmitz Mett hu weider a mengem Opdrag fënnef oder sechs Kaalwer a selwer verschafft a verdeelt. Den Origer Jang huet datselwecht selbstänneg gemaach. D'Fleesch dovun ass zum gréissten Deel an d'Bunkeren no Masseler, Eschduerf, Kauneref, Eschduerf [sic] an Esch/Sauer verdeelt ginn. Et koum es och un de Schmitz selwer an de [Kergerhaff, Horgerhaff], déi allebéid 4 a 5 Jongen haten, deen der Ëmsidlung entlafene Lentz Péiter vun Esch/Sauer an nach verschidden anerer. Meng Fra huet nuechtelaang agekacht fir eise Bunker ëmmer mat guddem Fleesch ze versinn. Déi Béischte goufe vu mir zum Metzleschpräis kaaft, d'Bicher an d'Transportbescheinegunge goufe gefälscht. Dem Peiffer, dem Origer an dem Schmitz hunn ech mol Geld gi fir dat Véi, wat si kaaft hunn, ze bezuelen.
D'Geld krut ech beim Hôtelier Ferber zou Esch/Sauer 4 Mol 200 Mark, beim Lesch Paul vun Esch/Sauer 4 Mol 80 – 100 Mark, vu sengem Brudder eemol 50 Mark, beim Huberty vu Mecher 1 Mol 50 an 1 Mol 30 Mark, beim Schloesser zu Mecher 3 Mol 50 Mark, beim Majerus Tunn zu Mecher 3 oder 4 Mol 20 Mark, beim Schouster Post zu Esch/Sauer 2 mol 20 Mark, beim Schreiber Jemp Stroossbuergerstrooss Lëtzebuerg 2 Mol 50 Mark, beim Veterinär Lang 2 oder 3 Mol 50 Mark, beim Brack Jos vun Eschduerf 2 Mol 20 Mark, vum Paschtouer Wanz vu Kauneref duerch de Peiffer Néckel Esch/S. Ongeféier 70 Mark als Beiträg a vum Kantonalchef Glodt vu Wolz ech gleef 1 Mol 500 an 1 Mol 800 Mark. Ausserdeem 20 Mark a méi kleng Zomme vu verschidene Leiden.
Ausser dem Véi hat ech un Depensen: Klinik fir den Huberty Franz, de Klinger Théid, deen am K.Z. sëtzt, senger Fra 2 Mol 100 an 2 Mol 150 Mark, enger 80-järeger Joffer Cravat Th. vun Esch/S. 120 Mark, a.s.w. Ausserdeem hunn ech Speck, Botter, Eeër an aner Liewesmëttel fir d'Bunkere gehamstert. Wat ech dofir aus der Keess ginn hunn, kann ech net soen.
Weider hunn ech selwer zesummegeschaaft a gefecht: beim Kch. [Kantonalchef] Glodt vu Wolz Revolvermunitioun a Revolvere gefléckt, Iwwer- a Suellieder fir Schong, 1 Eemer Gebeess, ca. 20 Liter Brennspiritus an ëm 6 Balle Miel; beim Hotelier Ferber vun Esch/Sauer vill Brout, Konserven, Miel, Kaffiersatz, Zocker, Deegwueren, Bensin, Gewierer a Munitioun. An der Duchfabréck Demuth, Stoff fir 1 Kostüm an 3 Boxen an 10 Liter Mazout. Beim Gerson ? Epernaystrooss duerch den Hôtelier Ferber: 1 Mantel, 2 Kostümen, 3 Pulloveren, 2 Boxen, Hiemer, Ënnerwäsch a Strëmp. Beim Veterinär Lang Charel 2 Revolveren, ca. 100 Liter Bensin, Kleeder a Wäsch. Beim Metzler Demuth vun Esch/Sauer ca. 15 Brout. Beim Rink vun Esch/Sauer ca. 15 Brout an 1 Zenner Gromperen. Beim Feith Jamper vun Esch/Sauer 1 Gewier mat Munitioun, ca. 15 Brout, Speck a Fleesch an 3 bis 4 Zenner Gromperen. Beim Schreiber Jemp, Stroossbuergerstrooss Lëtzebuerg Tubak an Zigaretten, Zocker, Gebeess, Kaffiersatz, Deegwueren, Zoppen an aner Epicerieswueren. Beim Brack Jos vun Eschduerf Ierbessen, Miel, Speck a gedréchent Fleesch. Beim Huberty Mecher eng Ball Weess. Beim Majerus Tunn Mecher 1 Ball Weess a Brout. Beim Schneider Wealer vun Ënsber Stoff fir e Kostüm. Beim Thill Will vu Masseler Brout, Botter, Eeër, Zigaretten an Tubak. Op der Hemmermille bei Ënsber krut ech all de Weess gemuel. Wore mer mol an der Nout, krute mer och Miel. Den Holzheimer an de Ferber vun Esch/Sauer kruten och Gromperen zu Géischdrëf, ech weess awer net vu weem. U Miel hunn ech verdeelt: dem Horgershaff bei Bitscht 3 Ballen, dem Peiffer Néckel Kauneref 1 Ball, dem Schmitz Mett Bitscht 1 Ball, ech eng Ball, den Demuth an den Hink vun Esch/Sauer zesummen 1 Ball. Klenger Quantume sinn direkt an d'Bunkeren an op verschidden aner Plaze komm. Den Escher Bunker hunn ech am Ufank selwer ravitailléiert, spéider hunn den Holzheimer Jemp an

de Ferber Néckel den Transport iwwerholl, zäitweileg och de Feith Jamper.
De 7. September 1944 woren a mengem Bezierk 110 Refraktären, politesch Flüchtlingen an amerikanesch Krichsgefaangener verstoppt. Dovun 69 an deene vu mir gegrënnten an opgebaute Gruppen.
Ech hunn déi grouss Satisfaktioun, dat trotz de Klappjuegte vum "Kreisjägermeister Hemmerling" an trotz deene gefaarte Gestapospitzel Thy an Thix vu Wolz, déi als Vagabunde verkleet duerch d'Hecke gestrieft sinn, net een eenzege vun deenen 110 Jongen oder vun de Membere vun der L.V.L. geschnaapt ass ginn.

Dikrech, den 1. August 1945
Adolphe de Waha